



## Der Gott der Dichter (2)

### 2. Erwin Strittmatter (1912 – 1994)

Vier Jahre lebte ich mit meiner Frau in Mecklenburg, von 2008 bis 2012, die ersten Jahre des Ruhestands. Wir sogen Ost-Literatur auf: Wie lebten und dachten die Menschen in der ehemaligen DDR, wie erlebten sie die Wende, welchen Niederschlag fand die politische Entwicklung in der Literatur? Wir hatten in unserem Pfarrhaus, wo wir wohnten, einen Literaturkreis. Einheimische aus dem Osten nahmen daran teil wie auch Zugewanderte aus dem Westen, Kirchenmitglieder und gänzlich Unkirchliche. Es war spannend, denn bei jedem Buch kam die Biografie zur Sprache und mit der Biografie die – oft gänzlich unterschiedliche – Erfahrung in Ost und West. Wir bekamen Empfehlungen: »Das müsst Ihr lesen!« Eine dieser Empfehlungen war ein dreiteiliger Roman von Erwin Strittmatter.

Erwin Strittmatter wurde in Spremberg (in der Lausitz, einer sorbischen Enklave) 1912 als Sohn eines Bäckers und Kleinbauern geboren. Er schlug sich dann mit den verschiedensten Jobs durchs Leben, war nach Soldatenzeit Bäcker, Volkskorrespondent einer Zeitung und später Zeitungsredakteur in Senftenberg. Seit 1954 war er freier Schriftsteller und mit Eva Strittmatter, einer in der DDR sehr angesehenen Lyrikerin, verheiratet. Als »schreibender Werktätiger« zunächst von Partei und Schriftstellerverband der DDR bejubelt, fiel er später wegen seiner kritischen Zwischentöne immer mehr in Ungnade.

Im ersten Band seiner stellenweise sehr witzig und hintersinnig geschriebenen Roman-Trilogie »Der Laden« beschreibt er (in dichterischer Freiheit, versteht sich) seine Jugend und das Dorfleben in »Bosssdom« (eigentlich Bohsdorf) in der Bäckerei seines Vaters (der es nie zu etwas brachte) und im dazugehörigen Kolonialwaren-Laden seiner Mutter. Der Junge im Buch heißt Esau. Esau Matt.

Strittmatter beschreibt, an was für einen Gott die Eltern glauben – oder auch nicht (alle Zitate aus dem 1. Band, 1983 erschienen, Tb. 3. Aufl. 1999):

Der Vater – einstiger kommunistischer Aktivist in der Revolution von 1918 (in Wahrheit nur ein Maulheld) – ist stolz darauf, »Atheist« zu sein: »*ein Novemberrevolutionär hat keinen Gott*« (S. 29) Der Gott der Mutter ist ein Floskel-Gott: »*Meine Mutter hat keinen Gott, aber sie weiß, wie er aussieht: Er ist ein uralter Mann mit langem weißen Bart, der alles weiß und alles kann.*« (S. 124)

»*Andere Leute haben einen Gott, aber meine Mutter geht nicht in die Kirche, und ich höre sie nie beten oder Choräle singen. Gott kommt bei ihr nur in Redensarten vor: Gottchen nee, nu ist die Schmiedowa besoffen in Teich gefallen!*« (S. 122)

Im Haus, das nur »der Laden« heißt, leben auch die Großeltern. Die eine Großmutter heißt »die Amerikanische«, weil sie mal in Amerika gelebt hat:

»... *die Amerikanische hält es mit Gott, der bei seinen Wundern den Instanzenweg einhält und sich mit dem Pastor abstimmt. Ich bin gläubig! sagt die Amerikanische bei jeder Gelegenheit. Sie*

## Inhalt

### ■ Artikel

**Dr. Ernst Öffner,**  
Der Gott der Dichter (2) 33

**Tilmann Steinert,**  
»Gott nah sein ist mein Glück« 38

**Fritz Schroth,**  
Jedes Alter hat Zukunft 39

**Martin Ost,**  
Liebe Leserin, lieber Leser 50

**Neuwahl der Vorsitzenden,**  
Corinna Hektor 42

Dr. Hermann Ruttmann 42

Daniel Tenberg 43

Hans-Friedrich Schäfer 43

**Dr. Volker Schoßwald,**  
Exxon Valdez 49

### ■ update

**Dr. Christian A. Eberhart,**  
Was ist ein Opfer? 35

### ■ Aussprache

**Michael A. Kolberg,**  
Ich erlebe es anders 45

**Hans-Joachim Gonser,**  
Sorge selbst für Dich 45

**Hanns Leiner,**  
Jesus – mehr als ein Rabbi 46

**Helmut Heimbucher,**  
Von Paulus zu Parole? 48

### ■ Hinweis

**Hochschule f. Kirchenmusik,**  
Externe C-Prüfung 45

Eignungsprüfungen 47

### ■ Ankündigungen

50

befragt den Pastor nach dem Grund ihrer Lähme. [Sie ist gelähmt.] Der Dorfpastor sagt: Gott wird etwas damit meinen, liebe Frau. Horchen Sie hoch zu ihm. Die Amerikanische horcht hoch. Keine Nachricht von dort.« (S. 116)

»Der Herr prüft Sie«, tröstet der Pastor und zieht ein Sonntagsblättchen aus der Tasche. »Die Amerikanische liest, was ihr der Herr über seine Druckerei in Berlin mitteilen läßt, und sie fühlt sich danach erbaut, und sie sagt, auch wir sollen das Sonntagsblättchen lesen und uns erbauen. Wir sind wohlgezogen, wir danken, aber wir lassen die Blättchen, wenn's angeht, liegen.« (S. 123)

Auch die andere Großmutter, die so klein ist, dass sie »Anderthalbmeter-Großmutter« heißt, ist auf ihre Art fromm: »Großmutter hält ihren Gottesdienst zwischen Ladenschluss und Abendbrot in der Küche ab, in der Küche, wo der Großvater Schwefelhölzchen für seine lange Tabakspfeife anfertigt. Es stinkt nach zerlassenem Schwefel wie in der Vorhölle. Großmutter öffnet rasch ihren Himmel: Sie holt ihr abgegriffenes, zweisprachiges Gesangbuch her... Aus tiefer Not schrei ich zu dir, singt die Großmutter. Sie singt grell und slawisch... O Gott, erhör mein Rufen, singt die Großmutter, und ihr Gott scheint ein wahrer Gott zu sein, einer, der auch in einer dämmergrauen Kleinstadtküche beim Höllengestank von Schwefel daheim ist.« (S. 91)

Die Großmutter liebt das Lied »Geh aus mein Herz, und suche Freud«. In der Schule singen sie es auch. Da hat der Junge, der »Bäckersch Esau«, bei Lehrer Rumposch sogar schon gelernt, wer es gedichtet hat: ein gewisser Gerhardts Paule nämlich. »Der war eine Zeitlang Pastor in Lübben, ganz in der Nähe im Spreewald, und hat dort gepredigt, was das Zeig gehalten hat. Der hat die Sprache der Leute hier gesprochen, und deswegen stand er näher an unsch dranne als andere Dichter.«

Aber als der Junge das ganze Lied in der Schule auswendig lernen muss, alle 15 Strophen, als Strafaufgabe, da ist es mit der Liebe zum »Gerhardts Paule« aus und vorbei:

»...was zuviel ist, ist zuviel, und was zu lang ist, ist zu lang, und das Lied Geh aus mein Herz und suche Freud ist zu lang...« (S. 133)

Und der Großvater?

»Großvater arbeitet mit Gott und Teufel, mit Hü und Hott als Gespann zusammen. Er geht nicht in die Kirche. Was der Pastor mir soagt, weeiß ich alleene, sagt er. Großvater verkehrt direkt mit seinem

Gott. Wenn er Hafer ausgesät hat, sagt er zu ihm: So, nu kannste druff regnen lassen! Und er guckt den Himmel ab, ob schon Wolken zu sehen sind.

Wenn der liebe Gott nicht tut, was Großvater will, übergeht er ihn und sagt: Der Deibel soll das Wetter holen!...

Gott und der Teufel sind bei Großvater von derselben Firma, und sie arbeiten eng zusammen...« (S. 122f.)

Strittmatter ironisiert die Frömmigkeit dieser Familie. Sie ist nur ein ferner Reflex an früheren Glauben, nicht wirklich ernstzunehmen. Man kann darin durchaus auch das Religionsverständnis der DDR sehen: Religion ist als Opium des Volkes zum Aussterben bestimmt.

Aber an einer Stelle bekommt das Buch Tiefgang. Da schreibt Strittmatter von Esau »Gotteskrankheit«: Die enge, bigotte Frömmigkeit seiner Großmütter und die brutale Pädagogik des Lehrers Rumposch haben den Jungen skrupulös gemacht. Die Ängste werden übergroß, ob er auch alles richtig macht. Sein Pflichtbewusstsein ist so stark, dass er Erwachsenenwünsche erfüllt, bevor sie ausgesprochen werden. Aber »Gott« ist dennoch unzufrieden mit ihm.

»Gott verlangt eine ganze Menge von einem, der sich mit ihm eingelassen und Gefälligkeiten von ihm angenommen hat...

Ich werde immer unselbständiger, ich werde gotteskrank. Ich bete vor dem Schulgang zwanzig bis dreißig Mal: Lieber Gott, mach, daß ich heite bei So nimm denn meine Hände nich steckenbleibe. Jawohl, ich bitte Gott, daß er mir kein Bein stellen möge, wenn ich ein Lied zu seinem Lobe aufsage. Ich sage das Lied in der Schule auf:

So nimm denn meine Hände / Und führe mich / Bis an mein selig Ende / Und ewiglich. / Ich kann allein nicht stehen, / Ich armes Kind...

So ist es: Ich kann nicht mehr alleine stehen, und ich fange an zu heulen, und Rumposch denkt, ich heule, weil ich das Lied nicht weiter kann. Gnädig zieht er mir nur drei Hiebe mit dem Haselstock über die flache Hand.« (S. 178)

In seiner Not fällt ihm seine Tante Maika ein, die »Hexe«, wie die Großmutter sie nennt. Die befreit ihn von seiner Gotteskrankheit, indem sie einfach sagt, der Gott von Rumposchen (dem Lehrer) sei ein Gespenst. Vor allem aber, wie sie es sagt, hilft ihm:

»Die Tante sieht mich an.

Ich versinke in ihren blauen, runden Augen, und mir ists mit eins, als stäke ich in einer zerbrechlichen Kruste. Ein

Weilchen, und ich spür, wie die Kruste zerknackt. Es wird mir leichter. So muß einem Küken sein, wenn es aus seiner eingeschalteten Welt in die größere hineinbricht...

Wie eine Schwalbenfeder schwebe ich nach Hause. Unterwegs nehme ich mir vor, nicht mehr zu beten. Ich will nicht, daß mich wieder eine Kruste einschließt.« (S. 179)

Ich muss an das Buch des Psychoanalytikers Tilmann Moser (\* 1938) denken: »Gottesvergiftung« (1976). Darin beschreibt er seine religiöse Erziehung bzw. Entwicklung, die ihn krank machte. Es war der übermächtige, tyrannische Gott, der ihm vermittelt wurde und der sein Selbstwertgefühl zunichte machte. Der Gottesglaube wurde zur Gottesvergiftung.

»Lieber Gott, ich möchte mit einem Fluch beginnen, oder mit einer Beschimpfung, die mir bald Erleichterung brächte. Eine Art innere Explosion müsste es werden, die dich zerfetzte. Ich wäre dann nicht nur dich, sondern auch diese elende Beschämung los, mich noch einmal mit dir beschäftigen zu müssen. Ich dachte, du wärest tot, begraben, zumindest aber vergessen oder wärest mir gleichgültig geworden.« (Anfang des Buches)

Aber nein, Moser muss sich beschäftigen mit diesem Gott, der eben nicht tot ist, nicht begraben, nicht vergessen, nicht gleichgültig. Er muss mit Gott ringen, wie weiland Jakob an der Furt des Jabbok. Ob dahinter, noch verborgen, die Sehnsucht steckt: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn? Jedenfalls kommt Moser im Laufe von 25 Jahren zu neuen Einsichten, kann seinen Frieden machen mit dem Gott seiner Kindheit, weil er einen neuen Zugang zu Gott findet: 2003 veröffentlichte er eine Art »Fortsetzung«: »Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott. Psychoanalytische Überlegungen zur Religion«. Darin reflektiert Moser seine scharfe Kritik aus der »Gottesvergiftung« neu. Der Gott, der ihn einst krank machte, wird nun als ein Gott beschrieben, der – in der »Andacht« (wie es Moser nennt) – dem Menschen zum Leben hilft: ein Gott, der nicht straft, wie der Gott seiner Kindheit, sondern der »bejaht« und dadurch alte Verletzungen heilt.

Dr. Ernst Öffner, OKR i.R.,  
Neuendettelsau

(wird fortgesetzt)

# Was ist ein Opfer?

## Perspektiven der Tora

### 1. Einführende Überlegungen

update

Was eigentlich meinen Menschen in unserem heutigen nordwestlichen Kulturraum, wenn sie vom Opfer reden? Zu den Resultaten einer Google-Suche nach dem Begriff »Opfer« gehören Bilder von Menschen mit Prügelwunden im Gesicht und eine Webseite des Weißen Rings mit kostenloser 0800-Telefonnummer, die Zuwendung und Unterstützung für »Opfer einer Straftat« anbietet. Politiker gebrauchen den Begriff in Reden an die Nation, wenn militärische Kampagnen zu rechtfertigen sind; ihre Kritiker gebrauchen ihn ebenfalls, um mit Hinweis auf die Kosten – im materiellen wie im übertragenen Sinne – von denselben Kampagnen abzuraten. Widmungen auf Denkmälern für die in den Weltkriegen Gefallenen rekurrieren in der Regel ebenfalls auf den Opferbegriff, um den Tod von Soldaten als Verdienst auszuweisen. Aber auch Menschen, die durch Sturm oder Überschwemmungen ihr Hab und Gut verlieren, Verletzungen erleiden oder gar umkommen, gelten als Opfer von Naturkatastrophen. Dieser kurze Überblick verdeutlicht: In der deutschen Sprache wird der Begriff »Opfer« primär mit irgendeiner Form von Verlust assoziiert. Es kann sich um den Verlust von Vermögenswerten, in schlimmeren Fällen auch um den Verlust der persönlichen Integrität oder der Gesundheit handeln; der Verlust des Lebens ist dann eine letzte und äußerste Steigerung. Dabei schwingt manchmal etwas anderes mit: dem Verlust kann oder soll ein Gewinn gegenüberstehen; dann wird suggeriert, der Verlust habe sich quasi »gelohnt«. So werden im Braunkohle-Tagebau ganze Ortschaften für die Energiegewinnung »geopfert«. Auch hört man in Großbritannien und Nordamerika häufig, dass Eltern hohe Studiengebühren für ihre Kinder bezahlen, um ihnen durch eine solide und erfolgreiche Ausbildung bessere Chancen für die Zukunft zu ermöglichen. Mit Blick auf einen solchen finanziellen Einsatz kann das Wort »sacrifice«, das englische Äquivalent zu »Opfer«, gebraucht werden. Es bleibt aber dabei, dass hier

jeweils der Aspekt des Verlusts untrennbar mit dem Opferbegriff verbunden ist. Dass dieser meist negative Konnotationen hat und Gewalt evoziert, ist nicht zuletzt auch in Texten der modernen Unterhaltungsmusik manifest. So singt Heinz Rudolf Kunze ausdrucksstark vom »aufgehobenen Opfer auf der Schwelle zum Schafott«, während Billy Joel in seinem Song »Leningrad« ein Waisenkind, das seinen Vater im Krieg verloren hat, als »child of sacrifice« bezeichnet. Die Beispiele ließen sich mehren. Die Frage danach, was wir allgemein mit dem Begriff des Opfers meinen, ist für die christliche Kirche und Theologie von nicht geringer Bedeutung, da er natürlich auch hier verwendet wird. Das Theologumenon, Jesus Christus sei am Kreuz geopfert worden, ist ein fester Bestandteil der Verkündigung von Pastorinnen und Pastoren verschiedenster Konfessionen. Es wird gerade während der Karwoche und zu Ostern häufig verwendet, um zu artikulieren, wie Jesus das Heil für die Welt erwirkt hat. Natürlich schwingt dieses Theologumenon z.B. auch bei der Rede (oder dem Gesang) vom »Blut Jesu« oder »Lamm Gottes« mit. Ganz im Sinne des geläufigen Sprachgebrauches in unserem nordwestlichen Kulturraum bezieht sich die Rede von »Jesu Opfer« dann auf den Verlust seines Lebens und damit auf den blutigen Kreuzestod. Hier schwingen ebenfalls jeweils negative Konnotationen und die Vorstellung von Gewalt mit. Ist es das, worum es im Zentrum des Christentums geht? Diese Kritik an einer scheinbaren Todesverfallenheit des Christentums wurde bereits im Humanismus laut. Doch auch im Gespräch mit unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ist die Bestimmung dessen, was ein Opfer ist, wichtig. Dieses ist dann in der rituellen Form relevant, in der es am ersten und zweiten Tempel in Jerusalem als wichtiger Bestandteil des Gottesdienstes zelebriert wurde. Der Tora zufolge bewirken solche Opfer Sühne und vermitteln Heil für die Menschen. Hier ist also die Frage virulent, ob das Zentrum jüdischer Religiosität während eines Jahrtausends als Ort von Gewalt und Tod vor allem unter negativen Vorzeichen zu verstehen ist.

Ich werde diesem weiten Thema hier nur anhand einer Untersuchung des Opferbegriffs in der Tora nachgehen. Um die speziell für das Christentum relevante Frage, wie in den Schriften des Neuen Testaments Jesus als Opfer verstanden wird, geht es demnächst in einem weiteren update-Beitrag. Angemerkt sei, dass die folgenden Ausführungen zum Begriff des Opfers eine Zusammenfassung dessen sind, was ich in anderen Publikationen bereits verschiedentlich dargestellt habe.<sup>1</sup>

### 2. Opfertheorien: Eine Skizze

Was also ist nach den Schriften der Tora ein Opfer? Auch wenn der Begriff heute häufig benutzt wird, so würde ich behaupten, dass nur wenige Menschen genau wissen, was in diesen Texten damit gemeint ist. Zunächst einmal: In der Hebräischen Bibel werden durchaus Ereignisse erzählt, die den eingangs skizzierten ähneln. So werden militärische Niederlagen Israels gegen die Philister mit vielen Gefallenen geschildert, ferner auch, dass der junge David an den Hof von König Saul gerufen wird, um diesen zu erheitern, dabei aber sein eigenes Leben aufs Spiel setzt (1Sam 18,10–12). Auch wenn wir heute für diese Szenarien problemlos den Opferbegriff verwenden würden, kommt er in den biblischen Texten jeweils nicht vor. Er ist nämlich weitgehend für Rituale mit bestimmten Kriterien reserviert: Sie müssen etwa an Gottes Heiligtum stattfinden, zum Gottesdienst gehören, von geweihten Priestern durchgeführt werden und genau festgelegten Handlungssequenzen entsprechen, die in Lev 1–7 detailliert beschrieben sind. Ein tra-

<sup>1</sup> Vgl. z.B. meine folgenden Publikationen: Studien zur Bedeutung der Opfer im Alten Testament. Die Signifikanz von Blut- und Verbrennungsriten im kultischen Rahmen (WMANT 94), Neukirchen-Vluyn 2002; A Neglected Feature of Sacrifice in the Hebrew Bible. Remarks on the Burning Rite on the Altar, in: Harvard Theological Review 97/4 (2004), 485–493; The Sacrifice of Jesus. Understanding Atonement Biblically (Facets), Minneapolis 2011; Atonement. I. Old Testament/Hebrew Bible, Encyclopedia of the Bible and its Reception Bd. 3 (2011), 24–32; Das Opfer als Gabe. Perspektiven des Alten Testaments, in: Martin Ebner u.a. (Hg.), Jahrbuch für Biblische Theologie 27: Geben und Nehmen, Neukirchen-Vluyn 2012, 93–120; Kultmetaphorik und Christologie. Opfer- und Sühnterminologie im Neuen Testament (WUNT 306), Tübingen 2013, hier 35–54. Im vorliegenden Beitrag sind nur direkte Referenzen auf diese früheren Arbeiten explizit gekennzeichnet.

gischer Unfalltod entspricht diesen Kriterien nicht, könnte in der Hebräischen Bibel also nicht als »Opfer« bezeichnet werden. Worum geht es dann in diesen Opferritualen?

In der wissenschaftlichen Diskussion vergangener Jahrzehnte wird diese Frage nicht einheitlich beantwortet. Nur schlaglichtartig kann hier angedeutet werden, dass Opfer z.B. vorwiegend unter dem Oberbegriff kultischer Sühne gedeutet wurden. Exemplarisch sei hier auf den Ansatz von Hartmut Gese hingewiesen, dem zufolge im Opferritual Blutriten zentral sind. Israeliten identifizierten sich nämlich mit ihrem Opfertier, welches im Ritual stellvertretend für den Menschen getötet werde. Außerdem werde das Blut des Tieres, welches aufgrund der vorhergehenden Identifikation den Menschen repräsentiere, im Heiligtum appliziert, so dass es zu einer stellvertretenden Inkorporation des Menschen in das Heilige komme.<sup>2</sup> Einen anderen Akzent setzt der Altphilologe Walter Burkert, der Opferrituale vom Jagdverhalten paläolithischer Menschen ableitet. Die Großwildjagd habe einerseits der Nahrungsbeschaffung gedient, andererseits aber einen positiven gruppenspezifischen Effekt gehabt, insofern sie zur Organisation menschlicher Gemeinschaften beigetragen habe. Da die Tiertötung der Höhepunkt der Jagd sei, würden im Opferritual Tiere geschlachtet, um auch anderweitig über den positiven Effekt verfügen zu können.<sup>3</sup>

Dem Literatur- und Kulturwissenschaftler René Girard zufolge dienen Opfer zur Kanalisierung zerstörerischer gesellschaftlicher Gewalt. Menschliche Gemeinschaften seien nämlich durch latente Konkurrenz und gegenseitigen Neid geprägt, die immer wieder zu offenen Auseinandersetzungen führen. Um solche Gewalt zu regulieren, bedürfe es einer Institution, in deren Rahmen sie exemplarisch ausgeübt werden könne; das sei das Opfer. Dazu würden in der Regel gesellschaftliche Randgruppen ausgesondert und in sprichwörtlichen Hexenjagden verfolgt. Die ursprünglich zerstrittene Gemeinschaft profitiere auch hier vorübergehend vom gruppen-

2 Vgl. H. Gese, Die Sühne, in: ders., Zur biblischen Theologie. Alttestamentliche Vorträge, Tübingen 1983; 85–106 (= BEvTh 78, München 1977).

3 Vgl. W. Burkert, Homo Necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen (RW 32), Berlin/New York 1972; ders., Greek Religion (übers. von J. Raffan), Cambridge 1985, 55–59.

dynamischen Effekt, sich auf dieselben »Sündenböcke« verständigt und diese kollektiv beseitigt zu haben.<sup>4</sup>

Schließlich hat sich in jüngerer Vergangenheit primär im englischsprachigen Raum der sog. ritualtheoretische Ansatz verbreitet. Angesichts vielfältiger Opfertheorien fragen dessen Vertreter, warum Rituale überhaupt symbolisch gedeutet und auf eine einzige Theorie reduziert werden müssen. Sie betonen grundsätzlich die Multivalenz von Ritualen und lehnen Versuche der Theoriebildung ab; stattdessen gilt ihre Aufmerksamkeit der unmittelbaren Deutung ritueller Handlungssequenzen ohne theoretischen Überbau.<sup>5</sup> Wenn wir diese Opfertheorien überblicken, stellen wir fest, dass sie, vom ritualtheoretischen Ansatz einmal abgesehen, das heute übliche Verständnis des Opferbegriffs weitgehend bestätigen. Auch Opferrituale scheinen Gewalt und Tod zu assoziieren und eher negative Konnotationen zu wecken. Muss der Tempel in Jerusalem als Zentrum jüdischer Religion als Ort der Lebensvernichtung unter einem dunklen Vorzeichen gesehen werden?

### 3. Kultische Opferrituale in der Tora

Es wäre angesichts dessen interessant, sich – zweifellos etwas anachronistisch – auf ein gedankliches »Experiment« einzulassen. Stellen wir uns eine jüdische Familie vor, die kurz vor der Zeitenwende in der Umgebung von Jerusalem wohnt. Wie würde sie auf die oben skizzierten Theorien bzw. die Sicht der Opfer am Tempel reagieren? Weder Benjamin, der Vater dieser Familie, noch seine Frau Hanna haben je lesen gelernt; könnten wir ihnen allerdings diese Ansätze vorlesen, so wären sie sicherlich erstaunt. Sie wissen nämlich ziemlich genau, wie Opferrituale vonstatten gehen, und haben dazu auch ihre Meinung. Immerhin haben sie schon als Jugendliche gelernt,

4 Vgl. R. Girard, La violence et le sacré, Paris 1972; ders., Ausstoßung und Verfolgung. Eine historische Theorie des Sündenbocks (2. Auflage von: Der Sündenbock), Frankfurt 1992, 48–69.

5 Vgl. z.B. I. Gruenwald, Rituals and Ritual Theory in Ancient Israel (Brill Reference Library of Judaism 10), Atlanta 2003; F. Staal, The Meaninglessness of Ritual, in: Numen 26 (1979), 2–22; W. K. Gilders, Blood Ritual in the Hebrew Bible. Meaning and Power, Baltimore 2004. Ein ausführlicherer forschungsgeschichtlicher Überblick verschiedener Opfertheorien findet sich z.B. in Eberhart, Studien, 187–199.

die Tora mündlich zu rezitieren. Deshalb kennen sie vor allem die Texte in Lev 1–7, die fünf verschiedene Opferrituale unterscheiden, sehr genau, denn mit dem Buch Leviticus beginnt der Unterricht in der Toraschule. Außerdem begibt sich die gesamte Familie von Benjamin und Hanna regelmäßig zum Tempel in Jerusalem, wo sie an großen Opferfesten teilnimmt und natürlich auch selbst Opfer darbringt. Sie befolgen dann die Opferrituale, die sie aus Lev 1–7 kennen.

#### 3.1. Opfer und fröhliche Feste

Wenn Benjamin und Hanna nun die komplexen Theorien moderner Wissenschaftler hören könnten, würden sie, wie gesagt, mit Staunen reagieren. Oder sogar mit Unverständnis? Unbegreiflich wären ihnen zunächst all die negativen Konnotationen des Opferbegriffs. Wenn sie sich mit anderen jüdischen Pilgern auf den Weg zum Tempel in Jerusalem machen, um das Neujahrs-, Passa-, Wochen- oder Lesefest zu feiern, sind alle fröhlich und die Stimmung ist gut. Lediglich am Großen Sühnetag, dem Jom Ha-Kippurim, ist Fasten angesagt; dann stehen allerdings Sünde und Unreinheit der Menschen im Vordergrund. Bei den anderen Festen wird jedoch im Gegenteil ausgelassen gefeiert und viel gegessen und getrunken. Vom Gemeinschafts-Schlachtopfer (oder Heilsopfer; Lev 3) sind nämlich Fleischportionen für die Gemeinde vorgesehen (aufbewahren lassen sie sich nicht); diese werden in der Regel von Wein als Trankopfer begleitet (Num 15,1–12). Mir scheint, dass sich einige dieser traditionellen jüdischen Feste mit unserem heutigen Erntedankfest vergleichen lassen, wo es auch meist hoch hergeht.

#### 3.2. Tierschlachtung und Getreideopfer

Außerdem würden Benjamin und Hanna sich wundern, dass beim Opfer vermeintlich die Tiertötung zentral sein soll. Sie stimmen zwar zu, dass bei den meisten Opferritualen Tiere zu schlachten sind. Sie erklären aber, das gehöre lediglich zu den vorbereitenden Handlungen. Immerhin nimmt den Opfersetzen zufolge meist Benjamin, der Opfergeber, die Schächtung vor, nicht aber der geweihte Priester (Lev 1,5.11; 3,2.8.13 usw.). Benjamin führt diese Handlung natürlich nicht auf dem hochheiligen Brandopferaltar im Zentrum des Tempelvorhofs durch, sondern in einem speziell dafür vorgesehenen Bereich nördlich des Brandopferaltars (Lev 1,11; s.a. Ez 40,39–41) oder manch-

mal sogar außerhalb des Heiligtums (Lev 17,3). Als vorbereitende Handlung kann die Tierschlachtung durchaus flexibel gehandhabt werden. Und Hanna fügt hinzu, dass es beim Opfer keineswegs hauptsächlich um die Tierschlachtung gehen kann. Schließlich bringt sie selbst meist Getreideopfer (oder Speisopfer, Lev 2) zum Tempel. Sie erklärt, dieses Opfer bestehe aus Weizen und Öl. Es wird im Ofen gebacken und ist eine Art Kuchen von feinstem Mehl oder ungesäuerte Fladen, die mit Öl bestrichen werden. Was ihre Kuchen und Fladen mit Tiertötung und Gewalt zu tun haben sollen, versteht Hanna nicht. Sie betont aber, dass ihre Getreideopfer den Gesetzen der Tora zufolge nicht weniger wert sind als Benjamins Tieropfer.

### 3.3. Opfer und die Verbrennung auf dem Altar

Jetzt sind wir erstaunt. Die Tötung von Tieren, also der Verlust von Leben, sei nicht zentral für ein Opfer? Die Frage, worum es beim Opferritual dann geht, können wir uns nicht verkneifen. Hanna erwidert spontan, es gehe darum, Gott einen Teil dessen, was Menschen durch Gnade als Nahrung empfangen haben, dankbar zurückzugeben. Und das geschieht durch die Verbrennung auf dem Brandopferaltar vor dem Tempel. Das Ritual des Getreideopfers (Lev 2) ist zwar sehr kurz, aber diese Verbrennung findet eben, genau wie bei den Tieropfern, doch statt. Benjamin stimmt zu: Rituale gelten in der Tora nur dann als Opfer, wenn sie entweder ganz oder teilweise auf dem Altar verbrannt werden. Dieser Akt ist eine zentrale Aufgabe der Priester im Opferritual, da nur sie sich dem Altar nähern dürfen. In dieser Verbrennung kulminieren alle Opferarten gleichermaßen. Benjamin rezitiert auch gleich die Formel, die in den Opfergesetzen oft in Verbindung mit diesem Ritualschritt erscheint: Die verbrannte Materie wird zu einer »Feuergabe zum Geruch des Wohlgefallens für den Herrn« (Lev 1,9.13.17; 2,2.9; 3,5; siehe auch 4,31). Er ergänzt, dass sein Toralehrer ihm einmal beigebracht hätte, was bei Opferritualen wichtig ist: »Ein Opfer muss geopfert werden, während man an sechs Dinge denkt: an das Opfer, an den Opfernden, an Gott, an das Altarfeuer, an den Geruch, an das Wohlgefallen, und bei Sünd- und Schuldopfer auch mit dem Gedanken an die Sünde.«<sup>6</sup> Damit sei klar ausgesagt,

<sup>6</sup> Dieses Kultmotto wurde später in der Mischna (Sebachim 4,6) kodifiziert.

wie wichtig die Verbrennung auf dem Altar für das Opferritual ist.

### 3.4. Blutriten und Sühne

Wir fragen nun erstens, ob sich Benjamin dann, wenn er seine Hand auf den Kopf des Opfertieres aufstemmt, mit diesem identifiziert. Benjamin versichert, eine solche Anweisung komme in der Tora nirgends vor, und erklärt, dass seine Tiere lediglich seine Besitztümer sind, denn er ist Nomade. Wir fragen zweitens, was es mit den verschiedenen Blutriten auf sich hat, die bei Tieropfern vorzunehmen sind. Da Benjamin sich als Mann immerhin bis in den priesterlichen Vorhof des Tempels begeben darf, wo Opferrituale durchgeführt werden, erklärt er uns, dass die Priester bei allen Tieropfern das Schächtblut in goldenen Gefäßen zum Brandopferaltar bringen und dort ausgießen. Allerdings wird in keinem Text der Tora spezifiziert, welche Funktion diese Handlung hat, deshalb wüsste er es auch nicht. Demgegenüber hat er im Vorhof gesehen, wie die Priester Opferblut an die Hörner des Brandopferaltars streichen. Er betont aber, das sei nur bei Sündopfern üblich, bei anderen Tieropfern nicht. Hanna, der der Zugang in den Vorhof untersagt ist, weiß gleichwohl, dass ein solcher Ritus in der Anweisung für den Großen Sühnetag vorkommt. Dort wird spezifiziert, dass das Blut den Altar von den Verunreinigungen der Israeliten reinigt und heiligt, und genau das wird vom Priester als »Sühne« (Wurzel kpr) bezeichnet (Lev 16,19–20.33). Diese Aktion insgesamt als stellvertretendes Inkorporationsgeschehen zu verstehen, wäre ihr jedoch nicht in den Sinn gekommen. Vielmehr bewirkt das Blut Reinigung und Heiligung, denn es gilt als Sitz des Tierlebens und ist deshalb selbst heilig (Lev 17,11).<sup>7</sup> Sühne durch Blutriten bezeichnet also die kultische Reinigung von Heiligtumsinventar aufgrund von Sünde und Verunreinigung und ist ein Weihevorgang.

### 3.5. Opfer als Gaben an Gott

Schließlich sind Benjamin und Hanna auch erstaunt angesichts der These, dass Opferrituale ohne tiefere theologische Sinndimension, also nicht symbolisch gedeutet werden sollen. Sie und ihre Freunde begehen ihre Pilgerreise zum Tempel in Jerusalem nicht nur, um

<sup>7</sup> Vgl. Eberhart, Studien, 250–288; F. Hartenstein, Zur symbolischen Bedeutung des Blutes im Alten Testament, in: J. Frey/J. Schröter (Hg.), Deutungen des Todes Jesu im Neuen Testament (WUNT 181), Tübingen 2005, 119–137, hier 135f.

irgendein beliebiges Ritual durchzuführen, sondern weil sie glauben, dass Gott dort residiert. Auf dem Weg singen sie zur Ehre Gottes, so etwa: »Ich freute mich über die, die mir sagten: Lasset uns ziehen zum Hause des Herrn! Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem« (Ps 122,1–2; siehe auch Pss. 48; 84; 99; 100). Am Tempel feiern sie Gottesdienst, zu dessen Programm Opfer einfach dazu gehören. Benjamin und Hanna nennen alle Opfer Qorban l'Adonai, was »Darbringung« bzw. »Gabe für den Herrn« bedeutet, womit deren theologische Symbolik klar vermittelt ist.

## 4. Fazit

Unser fiktives Gespräch zeigt, dass der Begriff des Opfers, der in unserem nordwestlichen Kulturraum heute generell negative Assoziationen weckt, im frühen Judentum ganz anders wahrgenommen worden wäre. Wenn aus Getreide zubereitete Opfer den gleichen Stellenwert wie Tieropfer hatten, dann konnten schlechthin Gewalt und Tod keine zentralen Aspekte sein. Opfer gehörten oft zu fröhlichen Festen dazu und galten ihrem Wesen nach als Gaben, die Gott am Tempel dargebracht wurden. Die konstitutive Übergabe ereignete sich durch die Verbrennung der Opfermaterie auf dem Brandopferaltar. Mit solchen Merkmalen erscheinen Opfer in der Tora in einem ganz anderen Licht. Das aufmerksame Studium dieser Texte ist allen empfohlen, denen an einem angemessenen Verständnis des frühen Judentums und speziell der Institution des Jerusalemer Tempels und seines Gottesdienstes gelegen ist.

Dr. Christian A. Eberhart

### Zur Person:

Dr. Christian Eberhart wurde mit einer Arbeit zum Thema *Opfer im Alten Testament in Heidelberg promoviert. In Mainz habilitierte er sich mit der Studie »Kultmetaphorik und Christologie. Opfer- und Sühneterminologie im Neuen Testament« (WUNT 306), Tübingen 2013. Er war Professor für Neues Testament an der University of Saskatchewan (Kanada), ab Sommer 2014 ist er Professor of Religious Studies an der University of Houston (Texas, USA).*

# »Gott nah sein ist mein Glück!«

Überlegungen zur Jahreslosung 2014

## »Die Jahreslosung«: Wer sucht die eigentlich aus? Und wozu?

Nun, das »Wer« ist leicht festzustellen: im Internet finden wir (unter »Jahreslosung Wikipedia«): »Die Jahreslosung ist ein Vers aus der Bibel, der von der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen (ÖAB) bestimmt wird.« Weiter erfahren wir: »Die Ökumenische Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen ist eine Arbeitsgemeinschaft verschiedener evangelischer und katholischer Institutionen, die jährlich einen ökumenischen Bibelleseplan (Continua-Bibellese) für den gesamten deutschsprachigen Raum erstellt, ferner legt sie die Jahreslosungen und Monatssprüche fest. Alle diese Festlegungen erfolgen nach Vorschlägen der Mitglieder auf dem jährlichen Delegiertentreffen der Arbeitsgemeinschaft.«

Aber wie ist es mit dem »Wozu«? Gewöhnlich wird am 1. Januar über »die Losung« gepredigt. Dann wird in der Sakristei oder einem anderen kirchlichen Raum die alte Losung aus dem Wechselrahmen genommen und die neue eingefügt – und da hängt sie dann bis zum nächsten Januar. Außerdem wird der Text kommerziell ausgewertet: Grafiken (um die fünfzig kann man in diesem Jahr im Internet aufstöbern), Kanons (für 2013 habe ich zwölf im Internet gefunden), Kaffeetassen und Kugelschreiber mit der Jahreslosung u. v. a. werden zum Kauf angeboten. Ich finde, es gibt bessere Wege, das Evangelium zu verkünden!

**In diesem Jahr bietet man uns die Jahreslosung noch dazu in einer fragwürdigen Auswahl und Übersetzung an.** Es mag gut gemeint sein, dass man in einer ökumenischen Gemeinschaft nicht nur auf den Luthertext zurückgreift. Aber das Wort »Glück« in diesen Psalm hinein zu übersetzen halte ich für keine glückliche Idee.

Schauen wir uns den ganzen Psalmvers zuerst einmal in einer wortwörtlichen Wiedergabe an:

»Und ich – das Gehen zu Gott mir gut. Gefunden bei Gott, meinem Herrn, meine Geborgenheit.

Zu berichten alle deine Werke.«

Schon diese provisorische Übersetzung lässt einiges deutlich werden:

Diese Worte sind der letzte Vers des 73.

Psalms; der Dichter fasst seine Gedanken in drei knappe Aussagen zusammen: Zuerst berichtet er: »Ich bin zum Heiligtum gegangen.« Dabei bezieht er sich auf Vers 17 seines Psalms, wo er sagte: »Es war für mich eine Qual, bis ich zum Heiligtum kam.«

Dann deutet er: »Das war für mich gut!« Die letzten Worte – gar kein vollständiger Satz – klingen wie die Antwort auf eine Frage: »O Gott, wozu singe ich diesen Psalm? – Damit die Menschen erfahren, was du alles tust.«

Ich will nun versuchen, eine leicht interpretierende Übersetzung zu finden:

»So erging es mir: Es hat mein Leben zum Guten gewendet, dass ich mich zu Gottes Heiligtum begeben habe.

Bei Gott, meinem Herren, habe ich Geborgenheit gefunden.

Da muss ich doch den Menschen von all deinen Taten erzählen.«

## Zum besseren Verständnis noch ein paar Anmerkungen:

Zuerst möchte ich noch einmal darauf hinweisen: einen Schlussvers muss man im Zusammenhang mit dem ganzen Psalm sehen. Wenn der Psalmist vorher von seiner Wanderung zum Heiligtum spricht, dann müssen wir annehmen, dass er tatsächlich im Tempel war. Auch die allerletzten Worte beziehen sich ohne Zweifel auf den ersten Vers, wo der Psalmist von Gottes Güte zu Israel singt.

»Mir gut« – wenn man diesen Ausdruck aus dem Zusammenhang herausnimmt, lässt sich nicht erkennen, ob »tat mir gut« oder »tut mir gut« gemeint ist. Es ist eben gefährlich, Bibelworte zu deuten, ohne den Zusammenhang zu beachten! Schließlich erzählt der Dichter in seinem Psalm davon, dass er eine wesentliche innere Wandlung erlebt hat.

Eine besondere Schwierigkeit hat der Übersetzer, wenn er den hebräischen Namen Gottes JHWH wörtlich erwähnen will. (In der NEUEN-WELT-ÜBERSETZUNG der Zeugen Jehovas heißt es: »Zu dem Souveränen Herrn Jehova habe ich meine Zuversicht genommen.«) Mir scheint die Beobachtung wichtig, dass in dem Psalmvers eine Steigerung vorliegt: zuerst ist von Gott die Rede, in der nächsten Zeile wird Gott beim Namen genannt und am Ende wird er unmittelbar angeredet. Diese Steigerung geht verloren, wenn man nur die

fünf Worte »zu Gott gehen mir gut« zur Losung erhebt.

**Wie könnte man eine Jahreslosung besser gestalten?** Auf jeden Fall soll sie kurz sein! Kurz, einprägsam und verständlich! Dazu bieten sich zwei Möglichkeiten an:

Man kann einen Ausschnitt aus einem allgemein bekannten Bibeltext auswählen. Da kann man davon ausgehen, dass der Zusammenhang bekannt ist, das kurze Wort aber durch die bewusste Auswahl in neuer Sicht gesehen wird. Wenn es um die »Nähe Gottes« gehen soll, dann hätte z. B. »... denn du bist bei mir« einen guten Denkansatz geboten. Ich könnte mir auch ganz kurze Losungen vorstellen, etwa »Vater unser« oder »Unser tägliches Brot«. Die Grafiker hätten in beiden Fällen die Möglichkeit, das Wort »unser« besonders zu gestalten.

Die andere Möglichkeit ist, bewusst nach einem aphorismusartigen Bibelwort zu suchen. Ein Aphorismus ist ein kurzer Text, der zwar eindeutig zu verstehen ist, dessen Verständnis sich aber erst nach einigem Nachdenken erschließt. Nehmen wir zunächst ein Beispiel, das sich so nicht in der Bibel findet: »Suche Gott nicht im Spiegel!« Zunächst wird da sicher mancher Leser etwas ärgerlich reagieren und behaupten, er käme doch nie auf die Idee, Gott in einem Spiegel zu suchen. Bei näherem Hinsehen wird dann wohl jeder zugeben müssen: »Ich glaube, ich stehe tatsächlich in der Gefahr, mir ein Gottesbild nach meiner eigenen Anschauung zu prägen.«

Wenn man sich darauf einlässt, dann kann da ein Sport daraus werden, Aphorismen in der Bibel zu suchen. Ich will mit einem Beispiel dazu diesen Aufsatz beenden: »Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind« (1. Kor. 13,11).

Tilman Steinert,  
Pfarrer i.R., Oberstdorf

## Wohnung zu vermieten

91489 Wilhelmsdorf, Ortsrand,  
Zweifamilienhaus, EG, 140 qm, vier  
Zimmer, Küche, Bad, WC, bei Bedarf  
teilw. möbliert. Dazu Garage, Keller,  
großes Gartengrundstück. Nichtraucher.  
Miete 600.- VB.

### Anfragen an:

Fam. Bausenwein  
97320 Mainstockheim  
Tel.: 09321 - 92 42 94  
(jeweils nach 17 Uhr)

# Jedes Alter hat Zukunft

Am 1. Oktober 2013 war der »Internationale Tag der älteren Menschen«; beschlossen von den Vereinten Nationen. Dabei geht es nicht nur um den demografischen Wandel; es soll auch ein Gedenktag der Leistungen der Älteren sein und den Gewinn für unsere Gesellschaft hervorheben. In Deutschland findet der »Internationale Tag der älteren Menschen« bislang nur wenig Widerhall. Dabei wird sich unser Land in den kommenden Jahrzehnten gravierend durch die demografische Entwicklung verändern. Um es vorweg zu nehmen: Wir haben als Kirche die große und gesellschaftliche Herausforderung noch nicht in dem Maße erkannt, um der Aufgabe gerecht zu werden und nachhaltige Konzepte auf den Weg zu bringen.

*Die demografische Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat sowohl die Lebenswelt, wie auch die Altersbilder verändert.* Die bisherige biografische dreigliedrige Lebensentfaltung in Jugend und Ausbildung, der große Zeitraum im Erwerbs- und Familienleben, dem eine kurze Zeit des Ruhestands folgte, hat sich in eine fünfgliedrige Lebensentfaltung ausdifferenziert. Ab dem 65. Lebensjahr befinden sich viele Menschen im »Zweiten Aufbruch«. Vom »Alter« sprechen wir heute ab dem 80. Lebensjahr, es sei denn, die gesundheitlichen Einschränkungen zeigen sich früher. Wir werden so alt wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte und das in der Regel bei guter geistiger und körperlicher Gesundheit, mit ausreichender Versorgung. Das ist die gute Nachricht für alle Älteren. Die schlechte Nachricht gehört aber auch dazu: Wir hinterlassen unseren Kindern und Enkeln eine Welt von unlösbaren Problemen. Altern macht dann Sinn, wenn uns diese Situation nicht gleichgültig ist, sondern uns für eine Generationengerechtigkeit einsetzen, so problematisch dieser Begriff ist. *An einigen Stellen wird gesellschaftlich bereits darauf reagiert.* Viele Kommunen haben Planungsstäbe eingerichtet, die prüfen, wie man vor Ort und in der Region reagieren kann. Die Europäische Union 2012 ein »Jahr des aktiven Alterns und der Gerechtigkeit zwischen den Generationen« ausgerufen. Im Raum der EKD wurde das Thema »Alter« in einer eigenen Untersuchung

des Sozialwissenschaftlichen Instituts soziologisch und theologisch aufgearbeitet, wobei schon im Titel das Alter zum ersten Mal in der EKD positiv benannt wird: »Im Alter neu werden können«. Auf diesen Grundgedanken fußt auch die programmatische Ausrichtung des Evangelischen Seniorenwerks Bayern, ESW-B, die in den letzten zwei Jahren vorgenommen wurde.

Zuvor wurde dieses Thema als negativ besetzt, nicht aufgegriffen und fand keine Beachtung. *Leben ist immer im Werden, egal ob man jung oder alt ist*, deshalb ist es falsch, das Alter vor allem von seinen Defiziten her zu sehen. Ausgehend von diesem Grundgedanken hat sich die EKD diesem Thema zugewandt und in einem zweijährigen Prozess die Orientierungshilfe erarbeitet. Es ist der Beginn eines Paradigmenwechsels in Kirche und Theologie. In dieser Schrift werden die Herausforderungen und Chancen der alternden Gesellschaft entfaltet. Vier Aspekte werden hervorgehoben:

- Das bis zum Lebensende vorhandene Potential, Neues zu schaffen und auch als Person neu werden können,
- die in allen Lebensphasen gegebene Verletzlichkeit des Menschen,
- die Notwendigkeit der Überwindung starrer Altersgrenzen und
- die Bedeutung der älteren Menschen für die Kirche.

Diese kurze Replik mag genügen, um den Paradigmenwechsel, der endlich auch Kirche und Theologie erfassen muss, aufzuzeigen. *Solche Anstöße brauchen wir, damit wir uns neu orientieren können und herausfordern lassen.* Streichen Sie das Wort vom Ruhestand, denn es zeigt einen Zustand an, der nicht mehr der Zeit, vor allem aber uns Menschen nicht entspricht. Denn das Wort »Ruhezustand« zeigt im Wortsinn eine Art von Erstarrung, bei der nichts Neues kommt, oder angestrebt wird. Persönlich möchte ich ein Leben lang ein Lernender bleiben, der nicht fertig ist, sondern sich immer wieder auf Neues einlässt. Dass alles fließend geworden ist, dass das alte Rollenverständnis der Älteren ins Wanken gekommen ist, lösen bei Älteren im Selbstverständnis Verunsicherungen: »Ich bin doch nicht alt!«, sagt eine ältere Frau, nachdem

ihr ein junger Mann seinen Platz im ICE angeboten hat. Wir brauchen als Ältere Vergewisserungen und Klärungen, damit die Lebensphase des »zweiten« Aufbruchs« Sinn macht.

## Es braucht Klärungen nach Innen

Der negative Begriff »Alter« verschwindet zunehmend in der Öffentlichkeit. Die Wahrnehmung richtet sich mehr auf den Menschen selbst, auf das was er ist und einbringt. Zugleich stellen sich für Ältere Fragen: Wer sind wir im Alter? Wo stehen wir? Was gibt es für mich neu zu lernen? Was sind unsere Ziele in den nächsten zwei oder fünf Jahren? Was ist nötig, um diese Ziele zu erreichen? Welche Verantwortung habe ich und welcher Verantwortung muss ich mich stellen. Das geistige Leben verkommt zum Egoismus, wenn ich keine Verantwortung mehr übernehme. Dann drehe ich mich nur noch um mich selbst, um das was ich will, was ich brauche. In einer solchen Haltung sind wir nicht zukunftsfähig. Theologisch gesehen, geht es um nichts weniger, als um Gottes Berufung nach dem Broterwerb. Alles Leben muss von Innen heraus seine Gestaltung nach Außen finden.

Als evangelische Christen haben wir mit Bibel und Glauben ein tragendes Fundament. Aber dieses Fundament ist nicht in Beton gegossen. Denn Glauben ist Leben in ständiger Entwicklung und neuer Entdeckungen. Wenn er recht gelebt wird, ist er die schönste, die wichtigste, die innigste Lebensäußerung, zu der wir Menschen fähig sind.

## Es braucht Klärungen in die Kirche aber auch in die Gesellschaft hinein

Hier müssen sich die Älteren selbst zu Wort melden. Jüngere können nicht für Ältere sprechen, denn sie leben in ihrer Welt, ihrer Verantwortung und Aufgaben. Eine Anwaltschaft, die für Andere sich einsetzt, brauchen Unmündige, Schwache und Hilflöse. Ältere aber sind ein Potential an Gaben und Fähigkeiten, die ein Leben lang erworben wurden. Auf sie kann die Gesellschaft nicht verzichten. Hier muss ein Umdenken einsetzen. »Wer den Älteren nichts zutraut, kann von ihnen auch nichts erwarten!« Dabei werden alle in unserer Gesellschaft gebraucht. Aus dieser Erkenntnis habe ich vor fast zwei Jahrzehnten das »Freiwillige Soziale Jahr für Ältere« ins

Leben gerufen, das vor einigen Jahren einen breiten Eingang in viele Bereiche gefunden hat. Starre Altersgrenzen entsprechen nicht der Zeit. Ebenfalls ist das Zusammenspiel zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen, gerade auch der Älteren neu zu bedenken. Bei uns gilt weithin ein Grundsatz in unserer Kirche: Nur wer ein Amt hat, wird wahrgenommen, der wird gehört. Und wer im »Ruhestand« bei den Hauptamtlichen ist, hat keine Aufgabe mehr, spielt keine Rolle. Gilt nicht die Ordination ein ganzes Pfarrersleben lang? Ein andere Art und Weise des Miteinanders ist das Gebot der Stunde. Das Hören aufeinander kann angesichts der demografischen Entwicklung eine neue Qualität entfalten. Wie überhaupt der Satz aus der Managementlehre gilt: »Die Qualität der zwischenmenschlichen Beziehungen, wird zur wichtigsten Quelle der Wertschöpfung«. Leitbild dafür ist die »sorgende Gemeinschaft« mit der »Caring Community«. Bei ihr geht um eine Gestaltungsaufgabe, beginnend in den Familien, zwischen den Generationen und reicht in den öffentlichen Raum. Bei allen Fragen des Älterwerdens, mit der bewussten Neuorientierung im Leben, stellt sich Schlüsselaufgabe, die gleichsam ein Vorzeichen ist, ob das weitere Leben in Dur oder Moll gestimmt sein wird:

## Es kommt auf gelingende Übergänge an

Diese Aufgabe stellt sich zunächst unabhängig vom Alter, auf allen Verantwortungsebenen wo es einen Wechsel gibt. Sie stellt sich aber besonders beim Übergang von einer Generation zur nächsten. Ich frage: Gibt es nur gelingende Übergänge, wenn den Pfarrerrinnen und Pfarrern im Übergang zum »Ruhestand« geraten wird, wegzuziehen damit der Nachfolger sich entfalten kann? Müssen Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht nur lernen, wie man in das Amt hineinkommt und nicht auch, wie man wiederum in die zweite Reihe zurücktritt und seine Gaben unter einer anderen Führung wahrnehmen kann? Hier kann das letzte Wort des Alten Testaments, Maleachi am Schluss, eine Hilfestellung geben. In diesem Text wird von der Generationengerechtigkeit, mit klar formulierten Folgen gesprochen: *»Ich will das Herz der Väter zu den Söhnen bekehren; und das der Söhne zu den Vätern. Wenn das nicht geschieht, werde*

*ich kommen und das Land mit dem Bann schlagen.«*

Es geht um nichts weniger als um gelingende Übergänge! Hier gibt es Sollbruchstellen, die sich verheerend auswirken können, wenn die Übergänge nicht gelingen. Das gilt beileibe nicht nur zwischen den Generationen, sondern auch wo es um Verantwortungsübergänge auf allen Ebenen geht. Im Bibeltext des Maleachi bin ich über das starke Wort »Bekehrung« gestolpert. Warum wird von Bekehrung gesprochen? Nun, weil es nicht selbstverständlich ist, da jeder in seiner Altersstufe lebt, von der er sich nicht lösen kann, jedenfalls nicht automatisch. Es braucht die bewusste Zuwendung zueinander!

Was heißt das konkret für mich beim gelingenden Übergang, in meiner Verantwortung als Älterer:

- Der nächsten Generation Raum geben, dass sie in ihre Verantwortung hineinwachsen kann, die eine andere ist, als wir sie hatten!
- Schutzraum bieten, denn sie werden Fehler machen – wie wir auch!
- Vertrauen investieren!

Persönlich habe ich das als Aufgabenstellung für mich erkannt und so wollen wir es, so wollen meine Frau und ich es leben. Dabei ist das nur der erste Teil der biblischen Weisung. Der zweite Teil, der nicht weniger wichtig ist und sich an die Jüngeren richtet, besteht, aber kann von Älteren nicht eingefordert werden. Das ist die Aufgabenstellung an die nachfolgende Generation. Nicht das »Ausschalten« der Älteren, sondern das integrierende Miteinander ist das Gebot der Stunde. Eines ist sicher: es braucht die gegenseitige Zuwendung zueinander, wenn es nicht negative ökonomische und ökologische Folgen haben soll. Dabei muss die innere Haltung vom Wesen der »Generativität« geprägt sein. Der Begriff stammt vom amerikanischen Psychologen Erik Erikson und meint jenes Verhalten das der nächsten und der vorigen Generation dient und ihr hilft bei der Bewältigung ihrer Aufgaben.

## Wir brauchen ein Zweifaches:

### 1. Die Generationengerechtigkeit

Der ursprünglich einmal geltende Generationenvertrag, nach dem die Jüngeren für die Älteren sorgen, trägt nicht mehr. Aus den Folgerungen stellt sich die Frage, welche Verantwortung übernimmt die ältere Generation für die kommenden Generationen? »Gott schickt nicht

in Rente«, so eine Postkarte der EKD. Und ich füge hinzu: Christus hat nie gesagt, »handelt bis zum Rentenbescheid und wartet auf den Tod«, sondern »handelt bis ich wiederkomme«. Und: Solange ein Mensch gibt oder geben kann, ist er reich, weil er gebraucht wird. Erst vor einiger Zeit sah ich ein großes Wohnmobil, an dessen Heckseite ein Blechtafel angebracht war, mit dem Satz: »Wir verpassen das Erbe unserer Kinder und Enkel!« Es war sicherlich lustig gemeint, dennoch bleibt ein fataler Nachgeschmack, fördert nicht das Miteinander der Generationen. Vor einigen Wochen wurde in Berlin eine Studie vorgestellt, nach der bis zu 50% der Erwachsenen mit einem kommenden Generationenkonflikt rechnen. Über 40% der Befragten waren der Ansicht, dass die Älteren auf Kosten der Jüngeren lebten. Die gegenseitigen Vorbehalte zwischen den Generationen sind offenbar keine Fiktion. Die Vorurteile gegen das Alter bestimmen, ob wir beim Alter vor allem den Verfallsprozess oder den Kompetenzzuwachs sehen und welche Rollen wir den Älteren zugestehen, bzw zuweisen.

Die Frage der Generationengerechtigkeit ist aktueller denn je und braucht unsere Aufmerksamkeit, sowohl theologisch wie auch praktisch. Dazu gehört die Erkenntnis, dass der sogenannte »Ruhestand« keine Rest-Zeit des Lebens ist, sondern eine eigenständige längere Lebensphase; oft die längste zusammenhängende in der Biografie eines Menschen. Denn die Älteren sind ein Potential von Fähigkeiten und gerade der Ruhestand eröffnet größere Möglichkeiten, als sie in der Berufs- und Familienphase möglich waren. Zur theologischen Sicht gehört: Gottes Verheißungen gelten auch für das Alter! Gottes Aufträge bleiben auch im Alter bestehen! Gerade Ältere haben spezielle Aufgaben zur Generationengerechtigkeit. Sie sind die Brückengeneration, die ein Schutzraum für die kommenden Generationen sein kann. Was ist aber gerecht? Es ist ein schwieriger Begriff. »Die Gerechtigkeit lebt vom Vergleich – die Liebe von der Einmaligkeit!« (Franz Peschke). »Der Heidelberger Professor Andreas Kruse hält mehr Beziehungen zwischen jungen und alten Menschen für notwendig. »Senioren brauchen den Kontakt zur jüngeren Generation, sonst sterben sie den sozialen Tod«, warnte der Gerontologe bei einer Tagung der »Landesarbeitsgemeinschaft der Wohlfahrtspflege« im Juni 2013 in Nürnberg.«



(epd). Vielleicht kommen beim sinnhaften Älterwerden auch Stolpersteine zum Vorschein:

»Erwachsene sind lernfähig – aber unbelehrbar«. Genießbar bleiben! Altern macht dann Sinn, wenn wir für die nachfolgenden Generationen genießbar bleiben! Nicht rechthaberisch! Nicht ständig auf Negatives fixiert. Ein solches Verhalten wirkt nicht anziehend auf andere, weder auf Gleichaltrige, noch mitten in Welt. Altern muss Sinn machen! Es macht Sinn, vor allem dann, wenn Ältere, die »Zeitkapitalisten« sind, Vordenker derer sind, die schon mangels Zeit dafür keine Zeit haben. Aber alles Vordenken für die kommenden Generationen können nur dann gelingen und wird einen Nutzen haben, wenn es in der inneren wertschätzenden Haltung geschieht und frei ist von jeder Überheblichkeit. Eine solche Haltung würde nur Widerspruch erzeugen.

## 2. Die Altersgerechtigkeit

Die Gesellschaft hat die Aufgabe die Älteren mit ihren Gaben und Fähigkeiten zu integrieren. Es gilt die schon erwähnte Aussage: Wer dem Alter nichts zutraut, kann von den Älteren auch nichts erwarten. Eine Altersgerechtigkeit nimmt sich der Kompetenzen der Älteren in Ihrer Lebensrealität an, sie fördert ihre soziale Integration und den Sinn im Alter! Dabei folgt sie einer Grunderkenntnis: Alle Gaben und Fähigkeiten, die der Körper nicht mehr einsetzt, nicht mehr gebraucht, baut der Körper in kürzester Zeit ab. Das heißt aber auch an die Älteren: Bleiben sie agil. Die Lebenserwartung ist nach neuesten Untersuchungen, dann am höchsten. Zur Altersgerechtigkeit gehört auch die Erkenntnis: So lange wie möglich zu Hause zu bleiben. Am besten in ländlichen Räumen, in betreutem Wohnen, da hier die Mitmachmöglichkeiten und die Selbstversorgung besser möglich sind, als in Ballungsräumen. Einsame sterben früher!

Zur Altersgerechtigkeit gehört, jeder Diskriminierung von Älteren, der positiven wie der negativen, aktiv zu begegnen. Die positive Diskriminierung geschieht dort, wo ich z.B. die BahnCard günstiger bekomme, nur weil ich 65 bin, denn die Armut liegt heute bei den Alleinerziehenden. Bei ihnen ist die Altersarmut vorgezeichnet. Die negative Diskriminierung beginnt dort, wenn es heißt, »in diesen Gottesdienst gehe ich nicht, da sind ja nur zehn alte Frauen«. Oder wenn gesagt wird, »Die überwiegende Zahl waren graue Häupter die

ich sah. Hier war die Zukunft der Kirche nicht vertreten«. Wie Dieter Hildebrand einmal gesagt hat: »Im Prinzip ist das Altwerden erlaubt, aber es wird nicht gerne gesehen«. Diese Zwiespältigkeit durchzieht die ganze derzeitige Diskussion! Dagegen muss gelten: »In der Kirche hat jedes Alter Zukunft«, so eine EKD Postkarte.

Zur Altersgerechtigkeit gehört nicht zuletzt die Frage der Verkündigung des Evangeliums. In der Verkündigung haben wir die große konkurrenzlose Chance, auf die Wertefragen des Lebens Antworten zu geben. Darum: wie müssen Ältere, Alte und Hochbetagte angesprochen werden, damit sie vom Evangelium in ihrer Lebenswirklichkeit erreicht werden, deren Lebensfurchen tief eingegraben sind? Braucht es nicht eine Verkündigung, die Horizonte im Alter öffnet, eine Verkündigung, damit die Hörenden sich den unbewältigten Lebensfragen stellen können? Billiger Trost ist nicht gefragt. Nicht zuletzt aber braucht es eine Verkündigung die zum Danken für alles Empfangene im Leben führt und eine Vorfreude auf Gottes Ewigkeit weckt; denn »wir haben hier keine bleibende Stadt«.

## Inspiration braucht Institution:

»Evangelische Seniorenwerk in Bayern« (ESW-Bayern) <[www.evangelisches-seniorenwerk-bayern.de](http://www.evangelisches-seniorenwerk-bayern.de)>

Die Aufgabenstellung ist durch das zuvor Gesagte, klar beschrieben. Zur Inspiration gehört aber auch die entsprechende Institution, damit es zur Entfaltung kommen kann. Das hat der Runde Tisch Generationengerechtigkeit, der zwischen Landessynode und Landeskirchenrat vor zwei Jahren eingerichtet wurde, auch erkannt. Hier ist das »ESW-Bayern«, das vor einigen Jahren ins Leben gerufen wurde, ein wichtiger Ansprechpartner. In den letzten zwei Jahren gab es, einen intensiven Konsultationsprozess, der zu einer Klärung der Aufgabenstellung führte. Das ESW-BAYERN versteht sich als ein Zusammenschluss von Menschen, »die für die Generationengerechtigkeit eintreten«. Zu den Zielen gehört:

- Der Aufbau einer Kontakt- und Informationsstelle
- Die Wahrnehmung der Lebenslagen und Bedürfnisse älterer Menschen
- Impulse an kirchliche und soziale Einrichtungen im Netzwerk zu geben und zu entsprechendem Han-

deln auffordern

- Auf der Grundlage der biblischen Botschaft Orientierung für Glauben und Leben zu vermitteln, auch angesichts der Endlichkeit des Lebens

Der neue Weg wurde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Gemeindedienst und dem Diakonischen Werk Bayern beschritten. Es ist ein sehr gutes Beispiel gelingender und fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Hauptamtlichen in den Diensten und Einrichtungen und Ehrenamtlichen aus den Gemeinden.

Es hat lange gebraucht, bis die Jugendarbeit in der Kirche Anerkennung und Raum gefunden hat. Für Ältere gilt das nicht weniger. Ältere brauchen ihren eigenen Austausch untereinander, brauchen ihre eigenen Räume, die sie selbst füllen und das auf vielen Ebenen. Nach einer Untersuchung der EKD fühlen sich Pfarrerinnen und Pfarrer nicht für die Älteren zuständig. Sie fühlen sich auch nicht zuständig, die Gaben und Kompetenzen, die Ältere haben, zu entdecken, damit sie zum Einsatz kommen. Zu stark ist der Gedanke der Betreuung im Vordergrund. Im Hintergrund läuft wie ein Film das angeblich Defizitäre ab und ist im Blick: Ältere müssen betreut werden. Ältere aber wollen nicht ‚betreut‘ werden, sie wollen ernst genommen werden, in dem was sie zu bieten haben, was sie einbringen können und was sie brauchen.

Ein weiteres Ziel ist es, ältere Ehrenamtliche zur Mitarbeit im ESW-BAYERN zu gewinnen, ob in einem Freundeskreis, oder als Gruppe vor Ort. Es geht nicht darum, sie aus ihren Gemeinden herauszuholen, sondern sich an ihrem Ort zusammenschließen, sich persönlich über die sie bewegenden Fragen austauschen und Verantwortung vor Ort im diakonisch-sozialen Bereich, in der Gemeinde, oder wo sie sonst ihre Berufung erkennen, sich einsetzen. Ziel muss es sein, ein selbstverwaltetes, selbstfinanziertes Evangelisches Seniorenwerk in Bayern zu werden, das mit den Werken und Diensten, in den Gemeinden vor Ort, die Aufgaben der Zukunft entdecken und annehmen. Dabei muss die innere Haltung vom Wesen der »Generativität« geprägt sein.

Jede Inspiration braucht die Institution Nicht als Selbstzweck braucht es das ESW-Bayern, sondern viel mehr als eine verlässliche Gemeinschaft, die im Rahmen ihrer Gaben und Möglichkeiten sich einbringt und selbst Hilfe und

Fortsetzung Seite 44

# Neuwahl der Vorsitzenden

## Vorstellung der Kandidatin und der Kandidaten

Bei der Frühjahrstagung 2014 werden die Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer die beiden Vorsitzenden des Vereins neu wählen. Für den ersten Vorsitz stehen eine Kandidatin und zwei Kandidaten zur Wahl, für den zweiten Vorsitz hat sich ein Kollege interessiert. Die Wahlen finden in getrennten Wahlgängen statt, so dass sich nach abgeschlossener Wahl zum 1. Vorsitzenden noch Kandidatinnen und Kandidaten für die Wahl zum 2. Vorsitzenden zur Verfügung stellen können. Naturgemäß können wir hier nur die bis zum Ende der Meldefrist eingegangenen Vorschläge dokumentieren und nur diese Vorstellungen abdrucken. Wir tun dies, getrennt nach 1. und 2. Vorsitz, in alphabetischer Reihenfolge.

Redaktion

### Für den 1. Vorsitz kandidieren:



Mein Name ist **Corinna Hektor**, ich bin 46 Jahre alt und lebe mit meinem Mann, der auch Pfarrer ist, und unserem 11-jährigen Sohn in Augsburg. Bereits in Studium und Vikariat war ich kirchenpolitisch engagiert; seit 2006 setze ich mich als 2. Vorsitzende des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins für die Belange der Pfarrerschaft ein. In diesen 8 Jahren haben wir gemeinsam einiges erreicht; z.B. eine steuerliche Bewertung der Pfarrhäuser, die auch die Mängel und Einschränkungen berücksichtigt und die Abschaffung, der Zugangsbegrenzung, die angesichts des sich abzeichnenden Nachwuchsmangels völlig unsinnig war. An einigen Stellen konnten wir mitgestalten und Regelungen verbessern – oder verhindern. Aber

es bleibt noch genug zu tun, um gute Rahmenbedingungen für das Arbeiten und Leben im Pfarramt zu schaffen und erhalten. Dabei ist unsere Aufgabe als Vertretung der Pfarrerschaft kritische Fragen zu stellen und den »Realitäts-Check« zu machen. Bei der Arbeit an Verwaltungsreform, Berufsbild und allem, was in den nächsten Jahren noch auf uns zukommt, will ich meine politische Erfahrung ebenso einbringen, wie die aus dem Gemeindepfarramt – um denen Stimme und Gewicht zu geben, die die Entscheidungen am Ende ausbaden müssen.

Beim sicheren Kirchennetz war da eine Menge zu tun, erste Erfolge gibt es, was Kommunikation und Benutzbarkeit angeht – und auch die Botschaft: »wer anschafft, zahlt« scheint angekommen. Wir bleiben dran. Ein weiteres Ziel ist, die Arbeitsbelastung im Pfarramt zu begrenzen, aber die nötige Freiheit zu erhalten, damit eigene Schwerpunktsetzung möglich bleibt. Dazu benötigen wir Entlastung, wo Verwaltung, Bauaufsicht und Hausmeisterdienste unsere Zeit in Beschlag nehmen – nicht wo wir tun, was wir gelernt haben. Erste Ansätze gibt es. Aber ich bleibe skeptisch, so lange die Verantwortung bei den PfarrerInnen bleibt. Ähnliches gilt für die Rolle von Ehrenamtlichen. Sie ergänzen unsere Arbeit, ersetzen können sie sie nicht. Denn sie sind keine billigen Arbeitskräfte, sondern erwarten und benötigen hauptamtliche Begleitung. Bei der Neufassung der Urlaubsverordnung setzte ich mich für klare und praktikable Lösungen ein, damit Jahresurlaub und freie Tage auch genommen werden können; außerdem eine nicht nur für Juristen verständliche Feiertagsregelung und ein freies Wochenende im Monat, für das man nicht drei Wochen auf jeden freien Tag verzichten muss. Schließlich gilt die biblische 6-Tage-Woche auch für PfarrerInnen.

Ebenso wichtig ist mir die Vertretung Einzelner bei dienstrechtlichen Schwierigkeiten. Ein wachsendes Aufgabengebiet.

Für all das brauchen wir eine starke Vertretung der Pfarrerschaft, die nach pragmatische Lösungen sucht, aber auch bereit ist, genau hinzuschauen und den Mut hat, sich unüberhörbar

und kritisch zu äußern. So will ich mich auch weiterhin in die Arbeit der kirchenleitenden Organe und des Landeskirchenamtes einmischen, wo es um unsere Belange geht. Schließlich soll das Gemeindepfarramt lebbar und der Pfarrberuf attraktiv bleiben. Denn eigentlich ist es ein wunderbarer Beruf – wenn die Rahmenbedingungen stimmen.

Corinna Hektor,  
Augsburg



**Hermann Ruttmann**, 49 Jahre, verheiratet. Nach meinen Studien der Theologie und der Soziologie in Heidelberg und Marburg promovierte ich 2002 in Religionswissenschaften in Marburg. Gebürtig vom Hesselberg, lernte ich die evangelische Diaspora in Unterfranken während meines Vikariats in Obernburg kennen, in der z.A.-Zeit arbeitete ich in Nürnberg (Eibach), wo ich die städtische Wirklichkeit unseres Berufs erfuhr. 2001 bis 2005 hatte ich dann die Chance, 4 Kirchengemeinden im Dekanat Bad Windsheim, gepaart mit einem Dekanatsentwicklungsauftrag, zu gestalten. 2005 bis 2009 nahm ich die befristete Stelle im Landeskirchenamt (Geschäftsführer des Pfründestiftungsverbandes und Referent für Liegenschaften) wahr – in jedem Fall eine Horizonterweiterung. Seit 2009 arbeite ich in der Gemeinde Trautskirchen im Dekanat Neustadt a.d. Aisch. Wie schon im Jahr 2001 wurde ich 2013 erneut in die Landessynode gewählt. Seit letztem Jahr bin ich auch im Verbandsrat des evangelischen Kindertagesstätten-Verbandes. Seit meinem Vikariat bin ich im PfarrerInnenverein, vorher in vielen Ämtern des Landeskonvents bayerischer evangelischer Theologiestudierender (LabeT), dann in der Vereinigung der bayerischen Vikarinnen und Vikare (VBV). 1997 wurde ich Vertreter der

jungen Generation im Hauptvorstand des PfarrerInnenvereins, 2001 wählten mich die Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer zum 2. Vorsitzenden und stellvertretenden Sprecher der Pfarrerkommission – mit dem »Seitenwechsel« ins Landeskirchenamt gab ich das Amt zurück. In meiner Vorsitzendenzeit war ich Mitglied in vielen Arbeitsgruppen, stellvertretender Sprecher der VELKD-Pfarrerkommission u.v.a.m.

Ich bin gerne Gemeindepfarrer und habe die Impulse daraus immer versucht, in die Arbeit des PfarrerInnenvereins einzubringen. Nachdem ich in meiner ersten Amtszeit davor warnte, von der Ausbildung zur Pfarrerin, zum Pfarrer, abzuschrecken, weil wir eben NICHT zu viele PfarrerInnen haben, wird es in den nächsten Jahren darum gehen, für PfarrerInnen die Arbeit vor Ort noch gestaltbar zu erhalten, damit die Freude am Beruf nicht verloren geht (oder wiederkommt). Was braucht eine Pfarrerin, ein Pfarrer, von der Landeskirche? Anspruchsvolles Material für anspruchsvollere Gemeindeglieder, die heute in ihren Tauf-, Trau- und Beerdigungsgottesdiensten anders angesprochen werden wollen als zum Beginn meines Dienstes Mitte der 90er Jahre. Eine wirkliche Entlastung in Verwaltungsdingen, die nicht heißt, dass die Verwaltungsstelle die Regie über wichtige Gemeindefelder übernimmt und der Pfarrer, die Pfarrerin, nur noch ausführendes Organ ist. Was wir nicht brauchen? Formulare, die ich mühsam ausfülle, ohne dass je eine Rückmeldung kommt, wofür. Neue Gebühren und Telefonanschlüsse, die unser Wohnen im Pfarrhaus verteuern und verkomplizieren. Eine Wertschätzung für junge Menschen, damit sie Theologie studieren und dann auch den Pfarrberuf ergreifen und wir weiter eine flächendeckende Pfarrversorgung haben. Eine Kirche, die unsere Arbeit unterstützt und nicht behindert.

*Dr. Hermann Ruttmann,  
Trautskirchen*



Mein Name ist **Daniel Tenberg**, ich bin 53 Jahre alt und seit knapp 10 Jahren Inhaber der 1. Pfarrstelle Erding. Davor war ich 9 Jahre Referent des (damals hieß es so) Kreisdekans in Bayreuth. Meine z.A. Zeit verbracht ich ebenfalls in Bayreuth, das Lehrvikariat in Gräfenberg bei München. Seit 4 Jahren bin ich stellvertretender Dekan und deren Sprecher für den Kirchenkreis München. Übergemeindlich bin ich Mitglied im Fachausschuss Osteuropa der Landeskirche und im Arbeitskreis Meldewesen, sowie als Schulungsreferent für das Meldewesenprogramm tätig. Eine Periode war ich 1. Vorsitzender des ebw-Freising. In meiner Bayreuther Zeit habe ich eine (nichtkirchliche) Ausbildung zum systemischen Organisationsberater gemacht.

Warum möchte ich mich beim Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein einbringen? In meinem Dienst, den ich von »beiden Seiten« kenne – von seiten der Kirchenleitung und aus der Perspektive der Gemeinde – ist für mich die Notwendigkeit einer starken Interessenvertretung der Pfarrerrinnenschaft immer wieder deutlich geworden. In rechtlicher Hinsicht bei den (in meinen Augen viel zu vielen) Streitfällen und den immer komplizierter werdenden Prozessen der Rechtssetzung, auf politischer Ebene (wer beschreibt das Pfarrer-»bild«?) und auf Ebene, die wir als Gemeinschaft der Ordinierten bilden. Wir leisten als Pfarrerrinnen und Pfarrer einen anspruchsvollen Dienst und ich würde gerne in einer starken und attraktiven Vereinsstruktur das hohe Niveau der Arbeit weiterführen und uns den Herausforderungen der nächsten Zeit stellen. Personalmangel, demografischer Wandel, Änderungen in der Beschreibung des geistlichen Amtes sowie angemessene und familiengerechte Arbeitsbedingungen sind Themen, die uns als Pfarrerrinnen und Pfarrer existentiell berühren. Hier braucht die Kirchenleitung ein kompetentes Gegenüber. Hier möchte ich meine Arbeitskraft einsetzen.

Was bringe ich mit? Ich verfüge über viel Leitungserfahrung – in einer Großgemeinde mit Kindergarten, dem Bau eines Gemeindezentrums und reichlich Erfahrungen mit der Verwaltung, die viele von uns oft auch strapaziert. Ich habe aber auch schon die euregionalen Kirchentage in Oberfranken mit Tausenden von Gästen organisiert und bin mit der Leitung bzw. der Entwicklung von Vereinen vertraut. Aus meiner Referententätigkeit beim Regionalbischof in Bayreuth kenne ich die Verfahren der Rechtssetzung und vertiefe mich gerne in diese Materie. Ich bin ein ausgesprochener Teammensch – in meinen Augen kann der Verein nur mit einem gut kooperierenden und vernetzten Team einen hohen Anspruch erfüllen. Ich verhandle gerne und bin sehr standhaft in der Vertretung meiner Position – tue das aber immer mit einem großen Respekt vor meinen Gesprächspartnern.

Gerne möchte ich meine ganze Arbeitskraft, Kompetenz und Kreativität in den Dienst des Vereines stellen und mich zusammen mit den Vereinsgremien für eine zukunftsfähige Vertretung der Interessen von uns Pfarrerrinnen und Pfarrern einsetzen.

*Daniel Tenberg,  
Erding*

## Für den 2. Vorsitz kandidiert:



**Hans-Friedrich Schäfer**, 58 Jahre, verheiratet, zwei erwachsene Kinder. Schon während meiner Studienzeit engagierte ich mich im Labet. Damals brannte uns die Frage auf den Nägeln, was wir tun können, damit alle eine Anstellung bekommen. Mit den Religionspädagoginnen und Religionspädagogen suchten wir das Gespräch, um Visionen für eine Kirche der Zukunft zu entwickeln, in der es nicht nur Pfarrerrinnen und Pfarrer gibt. Im Anschluss an das Examen wollte ich gemeinsam mit Kolleginnen

und Kollegen diese und andere Visionen weiter entwickeln. Auch deswegen bin ich Mitglied im Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein geworden. Viele Themen, die mich bewegten, standen hier auf der Tagesordnung. Ich erkannte gute Aussichten, hier in der Kirche etwas zu bewegen. Schließlich übernahm ich das Amt des Vertrauenspfarrers im Dekanat Münchberg. Der Kreis der Vertrauenspfarrer/Innen war eine geeignete Plattform, sich über Erfahrungen auszutauschen, Standpunkte wahrzunehmen und nach Lösungen für die Probleme zu suchen, die uns alle bewegten. Dieser Austausch war interessant, bereichernd und wertvoll. Im Verein fühlte ich mich mit meinen Anliegen gut aufgehoben und spürte, dass es sich lohnt, sich im Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein für die Kirche zu engagieren. Nach einem Stellenwechsel wurde ich im Dekanat Bamberg zum Vertrauenspfarrer gewählt. Nach meiner Zeit in einer strukturschwachen Gegend in Oberfranken lernte ich im Randbereich des Großraums Erlangen-Nürnberg neue Fragestellungen kennen, die auch das Mit-

einander von unterschiedlichen kirchlichen Berufsgruppen betrafen. Auch diese Erfahrungen konnte ich im Verein einbringen. In der nun mehr als zwanzig Jahre langen Tätigkeit als Vertrauenspfarrer konnte ich bei vielen Themen des Vereins mitdenken und mitentscheiden. Vieles hat sich durch die Arbeit des Vereins zum Positiven entwickelt. Heute finden alle geeigneten Bewerberinnen und Bewerber eine Anstellung. Das Miteinander unterschiedlicher kirchlicher Berufsgruppen ist selbstverständliche Praxis. Viele Themen wurden engagiert behandelt und Probleme wurden durch die Vorstandschaft angegangen. Dabei sind der Vorstand des Vereins und die Leitungsgremien der Landeskirchen aufeinander zugegangen, haben einander zugehört, abgewogen und sind auch Kompromisse eingegangen. Immer waren die amtierenden Vorsitzenden offen für neue Wege. Das hat mir imponiert, weil es auch meiner Art entspricht, Dinge anzugehen. Nun müssen neue Vorsitzende gewählt werden. Ich wurde angesprochen, mich als Kandidat zur Verfügung zu stellen. Dieser Bitte

komme ich gerne nach. Ich bringe für das Amt des zweiten Vorsitzenden viele Jahre Gremienerfahrung mit. Auf Dekanatebene habe ich als stellvertretender Dekan Einblick in Fragestellungen, die die mittlere Leitungsebene bewegen. Ich kann zuhören und versuche, auch unterschiedliche Meinungen wahr- und ernstzunehmen. Gleichzeitig habe ich natürlich immer noch Visionen von der Kirche, in der die Rahmenbedingungen stimmen, um die frohe Botschaft frei, fröhlich und unbelastet zu verkünden und dies auch, wenn sich die Kirche durch den demographischen Wandel immer stärker verändert. Gerne möchte ich mich in den kommenden sechs Jahren den Aufgaben und Herausforderungen, die an den Verein herangetragen werden, stellen. Ich bitte Sie nun um Ihr Vertrauen, verbunden mit dem Wunsch, dass Sie sich auch durch meinen Dienst gut im Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein aufgehoben wissen.

*Hans-Friedrich Schäfer,  
Höchststadt/Aisch*

*Fortsetzung von Seite 41*

Zuwendung erfährt. Unser Anliegen hat eine Verstärkung mit dem Amt für Gemeindedienst und dem Diakonischen Werk Bayern erfahren. Ein Treffen des Netzwerkes aller an der Demografie Arbeitenden in Bayern, ist für Dienstag, den 13. Mai 2014 im Amt für Gemeindedienst, vorgesehen, zu dem die Beteiligten herzlich einladen. Ich bitte Sie, diesen Termin in Ihrem Kalender frei zu halten. Dieser Tag ist eine große Chance einem wichtigen Thema den Schwung eines Anfangs zu geben.

Der Netzwerktag kann zudem einen guten Impuls zur Gesamthematik der Kirchenleitung geben, denn im Frühjahr 2012 hat die Landessynode einen entsprechenden Antrag (Schroth/Mehrer) zugestimmt, in dem es heißt:

- »Wir bitten die mit dem Thema Befassten der Landessynode in der Form eines »Berichts Generationengerechtigkeit« zu geben. Die folgenden Fragestellungen sind als Prüfaufträge für diesen Bericht denkbar:
- Wie kann das große Potential der bereits engagierten Ehren- und Hauptamtlichen genutzt und ihnen sinnvolle Angebote zur Mit-

arbeit gemacht werden, wie können Gemeinden und Dienste auf Menschen im »Zweiten Aufbruch« zugehen?

- Wie könnten in den verschiedenen Arbeitsbereichen eine gutes freiwilliges Engagement auch von den ausgeschiedenen Mitgliedern der Kirchenvorstände und »Ruhestandpfarrerinnen« / »Ruhestandpfarrern« aussehen?
- Wie können Erfahrungen von »elder statesperson«, etwa nach ihrem Ausscheiden aus den Reihen der kirchenleitenden Organe eingebunden werden?
- Sind die bisherigen starren Regelungen beim Berufsausstieg in der ELKB individualisierbar, etwa durch Lebensarbeitszeitkonten?
- Wie wird das Fachgespräch mit den Beauftragten der politischen Parteien zur Generationengerechtigkeit eingebunden?
- Wie sieht eine positive Würdigung der Engagements aller Generationen im Blick auf den »Zweiten Aufbruch« aus? Welche Hilfen können Menschen werden, die dabei bisheriges nicht loslassen können?

Wie kann der Altersdiskriminierung begegnet werden? Welche Hilfestellungen können den Kirchengemeinden gegeben werden, hier den Blick differenziert auf alle Altersgruppen zu richten?

- Können neue Kasualien (vor allem bei den Alters-Übergängen, insbesondere auf dem Weg zum und im Ruhestand) entwickelt werden? Was müssten sie beinhalten, wie sollten sie konkret gestaltet sein?
- Welche hilfreichen Schlussfolgerungen ergeben sich aus dem Zwischenbericht vor der Landessynode in Rosenheim »Es war keiner unter ihnen der Mangel hatte« des Runden Tisches?»

*Fritz Schroth, Mitglied der Landessynode, Initiator des Runden Tisches zwischen LKR und LS zur Generationengerechtigkeit, Bischofsheim/Rhön*

## Ich erlebe es anders

zu: *Kein Einzelfall in Nr. 2/14*

Nach dem Leserbrief von Fr. Garbe fühle ich mich meinerseits zu einem Outing gezwungen. Es ist mir fast peinlich, aber ich sehe für mich sehr wohl erträgliche Arbeitsbedingungen gegeben. Und das auf einer nominellen 1,2 Stelle mit 2200 Gemeindemitgliedern, drei großen Baumaßnahmen und einem zehngruppigen Kindergarten. Zugegeben ballt sich die Arbeit manchmal schon ordentlich und ich bin auch immer wieder mal am Stöhnen. Aber mir macht das Ganze Spaß und ich schätze das selbstbestimmte Arbeiten. Was echter, krankmachender Druck bedeutet, das erlebe ich nicht im Bereich Kirche, sondern bei Gemeindemitgliedern, die in der freien Wirtschaft tätig sind. Nicht wenige arbeiten ständig mit dem Wissen, dass ihr Arbeitsplatz von den Zahlen abhängt, die sie erwirtschaften.

Auch meine Familie lebt gerne hier im Pfarrhaus. Meine berufstätige (!) Frau ist ehrenamtlich in der Kirchengemeinde tätig – allerdings nicht, weil sie sich dazu gezwungen fühlt, sondern weil sie Gebiete gefunden hat, die ihr Spaß machen und wo sie sich gut einbringen kann (Chor, Weltgebetstag, geistliche Angebote für Frauen). Sicher, wir müssen uns immer wieder auch abgrenzen, z.B. gegen übereifrige Ehrenamtliche. Ab und zu nervt es auch, wenn wir wieder einmal nicht in Ruhe zu Abend essen können. Aber wir haben hier in der Kirchengemeinde und im Dorf unseren guten Platz gefunden und fühlen uns im Pfarrhaus echt wohl.

Wenn ich mir die Pfarrfrauen hier und in meinen vorherigen Pfarrkapiteln anschau, dann zeigt sich ein ganz buntes Bild. Da gibt es sowohl die klas-

sische, nicht berufstätige Pfarrersfrau mit Leitung des Kirchenchores und des Seniorenkreises als auch Ehefrauen von Kollegen, die sich völlig aus der Kirchengemeinde heraushalten. Und sämtliche Schattierungen dazwischen. Sicher nicht immer mit völligem Beifall der Gemeindemitglieder, aber auf den sind wir ja auch nicht zwangsweise angewiesen. Überlebenswichtig ist auf jeden Fall die Fähigkeit, auch einmal deutlich »Nein« sagen zu können. Das kostet dann zwar gehörig Stimmen bei der Wahl zu »everybody's darling«, aber diese Wahl muss man ja auch nicht gewinnen.

Fr. Garbes Bewunderung für den Leserbrief von Herrn Streckies kann ich nicht ganz nachvollziehen. Was daran so mutig und heroisch sein soll, verstehe ich absolut nicht. Es geht darin um Fragen, die bei Pfarrkonferenzen immer wieder offen angesprochen wurden und werden – ohne negative Konsequenzen für die Diskussionsteilnehmer. Da hätte die Kirchenleitung viel zu tun! Damit ich nicht falsch verstanden werde: Es gibt einzelne Konstellationen, die in der Tat eine Überforderung für den / die Stelleninhaber(in) und seine / ihre Familie darstellen. Da gilt es zu protestieren, da muss die Kirche auch zu ihrer Verantwortung und Fürsorgepflicht stehen, da muss notfalls auch die Reißleine gezogen werden. Aber mit einem allgemeinen Gejammer auf hohem Niveau wird man solchen Problemfällen auch nicht beikommen.

Ein Tipp: Es hilft nicht immer, alles auf das System »Kirche« und die damit verbundenen Positionen und Rollen zu schieben, manchmal ist es fruchtbarer, bei der Lösung von Problemen auch einmal bei sich selber anzusetzen.

*Manfred A. Kolberg,  
Pfarrer in Diespeck*

## Sorge selbst für Dich

zu: *s.o.*

Bisher dachte ich stets in der Schiene, wenn du deine Arbeit machst – und ich möchte sie gut machen – dann ist es gut. Dann kannst du auch guten Gewissens liegen lassen, was unwichtig ist. Du kannst es gut sein lassen, wenn du gegeben hast, was du kannst: Mehr geht nicht. Schließlich hat dein Arbeitgeber auch eine Fürsorgepflicht dir gegenüber. Bisher – doch ich hatte ein Schlüssel-Erlebnis, an dem ich immer noch kaue und dessen Auswirkungen ich erst ahne. Ich habe mich in einen Beratungs- oder

Supervisionsprozess begeben, weil ich gemerkt habe: Ich bekomme die innere Balance zwischen Arbeit und Privatem, Beruf und Familie, Partnerschaft und meinen eigenen Bedürfnissen nicht so hin, wie ich es mir vorstelle, wünsche, erwarte. Allein schon erwarten: Von wem erwarte ich es, dass es klappt? Von anderen? »Der Kirche« – Dekan, KollegInnen, Sekretärin, Kirchenvorstand, Gemeinde? Von meiner Frau, den Kindern? Freunden? Welche Rolle spiele ich da – was erwarte ich von mir selbst, nicht von anderen?

Das ist mir durch die Beratung aufgefallen: Ich darf nicht warten, bis andere für mich sorgen. Ich darf, soll, muss ... nur ich kann für mich sorgen. Ich darf mir das erlauben, für mich zu sorgen – woher soll jemand anderes ahnen, dass es mir nicht gut geht? Eigentlich hätte mir meine Selbstachtung das schon längst nahelegen sollen, aber ...

So entdecke ich mehr und mehr: Ich muss für mich sorgen – wenn ich immer nur funktioniere, und das in dienstlichen Zusammenhängen widerspruchlos – wie merken die anderen, dass ich die innere Balance bereits verliere? Ich entdecke, wie leicht ich ins Opferdenken oder Opfersein rutsche, mich aufarbeite, verletzt bin, trotzdem immer noch funktioniere. Ich soll für mich sorgen –

## Externe C-Prüfung

Die nächste C-Prüfung für den nebenberuflichen kirchenmusikalischen Dienst für externe Bewerber/innen findet am Institut für evangelische Kirchenmusik Bayreuth vom 25. bis 30.07.2014 statt.

Die Meldung zur Prüfung muss bis spätestens 15. Mai 2014 dem Institut für evangelische Kirchenmusik vorliegen.

Ein entsprechendes Merkblatt und die Anforderungsprofile für die C-Prüfung können beim

Institut f. ev. Kirchenmusik,  
Wilhelminenstr. 9,  
95444 Bayreuth,  
Telefon 0921 – 7 59 34 17  
Fax 0921 – 7 59 34 36,  
mail@hfk-bayreuth.de

angefordert werden.

Für weitere Auskünfte steht das Institut gerne zur Verfügung.

*gez. I. A. Prof. i. K. Thomas Albus  
Rektor der Hochschule*

sonst sorgt keiner für mich. Ich bin auch ein Mensch, und nicht nur ein Pfarrer. Ich bin auch noch – Partner, Stiefvater, Freund, ein Mensch mit Hobbys und Freizeitinteressen.

Beim Nachdenken über die Hinweise aus der Supervision merke ich, wie ich es immer wieder mit dem Begriff oder meiner Vorstellung von Fürsorglichkeit zu tun bekomme. Ich erinnere mich, wie im letzten Sommer in einem Nachbardekanat der Dekan dort – zusammen mit einer Handvoll Pfarrer – den Kontakt zur Presse gesucht hat: Geburtstagsbesuche wird es in der bisher gewohnten Form nicht mehr geben, denn das ist mit weniger Personal und immer mehr Menschen über 70 nicht mehr machbar. Aber neue Ideen wurden aufgezeigt, wie es in Zukunft weitergehen kann – Besuchsdienstkreise, andere Besuchsrhythmen als bisher usw. Ein ganzseitiger Zeitungsartikel! Wow. Das nenne ich Führung: Mutig stellt sich der Dekan vor die Pfarrerrinnen und Pfarrer und kommuniziert in der Öffentlichkeit anschaulich und konkret, dass sich in der Kirche etwas ändern muss: wie, wo und warum. Kein Lavieren, kein: das war aber doch schon immer so!, kein betretenes oder verschämtes Auftreten. Würdevoll und selbstbestimmt wirbt die Kirche um Achtung ihrer Glaubenden. Da könnte man fast neidisch werden ... und doch merke ich, durch und nach den Anstößen der Supervisorin: Ich darf für mich selber sorgen. Ich muss auf keinen Dekan warten. Ich spreche an, was quer liegt. Ebenso bekomme ich einen sechsten Sinn, dass die Begründung »Das war doch schon immer so!« für mich der Hinweis ist, genau hinzuschauen.

Auch Beispiele fallen mir ein. Als meine Kollegin vor zwei Jahren für lange Zeit ausfiel, sollte ich sie vertreten und ihre Aufgaben übernehmen. Gleichzeitig für mich selbst sorgen hätte eigentlich bedeuten können: Ich suche unmittelbar das Gespräch mit dem Vorgesetzten, habe meine Dienstordnung dabei und es wird überlegt und entschieden, wie die Vertretung zu gestalten ist: Was kann wegfallen? Schule? Gottesdienste? Teilnahme am Pfarrkapitel? Seelsorge? Verwaltung? – Das habe ich nicht getan, und ich habe danach ein Jahr lang durchschnittlich (!) 66 Stunden pro Woche (!) gearbeitet. Mein ehemaliger Mentor hatte dafür nur einen Satz übrig: Das zerstört deine Familie. Starker Tobak. Aber er hat recht. Wieso habe ich mich anders verhalten und

unwidersprochen hingenommen, so viel Mehrarbeit zu übernehmen? Eigentlich ist das doch ausgesprochen verrückt! – Wenn ich genau hinschaue, dann sehe ich: Ich wollte mich auch beweisen. Ich wollte zeigen, dass ich belastbar und stark bin. Ich wollte kein Jammerlappen sein. Ich war mir von Anfang an bewusst, dass ich diese Mehrarbeitszeit nie – in welcher Form auch immer – zurückbekommen werde. Freizeit, Freundschaften, Familie, ich selbst kamen dabei zu kurz. Wenn ich so darüber nachdenke, bemerke ich: Das will die Supervisorin mir bewusst machen – ich habe es selbst in der Hand. Ich kann, darf und soll selbst für mich sorgen.

*Hans-Joachim Gonser,  
Pfarrer in Speichersdorf*

### **Jesus – mehr als ein Rabbi**

zu: *update – dringend nötig in Nr. 2/14*

»Zur Freiheit hat uns  
Christus befreit!« (Gal 5,1)

Die Antwort von Professor Kraus hat mich enttäuscht; nicht deshalb, weil er mir widerspricht, das habe ich erwartet, sondern weil er viele meiner Fragen unbeantwortet läßt und stattdessen auf Arbeiten von sich verweist, die ich nicht besitze und mir erst beschaffen müßte; den meisten Lesern geht es wahrscheinlich ähnlich. Es wäre deshalb leserfreundlicher gewesen, wenn Professor Kraus wenigstens die Hauptgesichtspunkte und –argumente direkt angesprochen hätte. So weiß ich leider immer noch nicht, was er zum selbstkritischen Zeugnis des Apostels Paulus Phil 3 sagt und wie er die von mir zusammengestellten kritischen Stellen zu Röm 9–11 behandelt. Auch für eine Auseinandersetzung wie diese gilt das »Hic Rhodus, hic salta!«

Soweit der Professor auf meine Punkte eingeht, geschieht das für mich z.T. widersprüchlich und ich verstehe ihn nicht: Er führt zur anfänglichen Christenfeindschaft der Juden seinerseits noch weitere zutreffende Texte an, behauptet aber zugleich, im Widerspruch dazu, daß selbst damit meine Behauptung nicht gedeckt sei, sondern sogar »völlig verfehlt«. Dabei ließen sich aus dem NT noch weitere Hinweise in dieser Richtung anführen, z.B. aus der Apostelgeschichte über die Situation der Urgemeinde in Jerusalem und ihre ersten Märtyrer. Zudem beschränkten sich die »Maßnahmen« des Judentums nicht auf »theologische Theorie«, vielmehr

handelte es sich um durchaus handgreifliche Strafen, wie die Prügelstrafe, die Paulus nach seinem Zeugnis fünfmal über sich ergehen lassen mußte (2. Kor 11,24), von der Gefangennahme der Apostel und der Hinrichtung des Stephanus und Jakobus ganz zu schweigen. Warum darf man daran nicht erinnern? Es geht mir keineswegs um Aufrechnung, wie mir sofort unterstellt wird, sondern einfach um die aus dem NT deutlich hervorgehende geschichtliche Wahrheit. Natürlich wird dadurch die spätere Judenfeindschaft der Kirche nicht entschuldigt. Der Hinweis auf die »heftigen Reaktionen« bei diesen Fragen, scheint mir ein psychologisierendes Ablenkungsmanöver zu sei, das für die Sachfragen nichts austrägt.

Was meine Beschreibung des Verhaltens Jesu gegenüber dem Judentum betrifft, fühle ich mich nicht richtig verstanden und behandelt: Meine von Professor Kraus zitierte Zusammenfassung der Position Jesu war eine deutlich erkennbare Kurzfassung, die ich hier aus Platzgründen so »pauschal« (ich würde sagen »zugespitzt«) formuliert habe. Die Begründungen dazu habe ich in den zitierten Aufsätzen im einzelnen geliefert und konnte sie hier leider nicht ausführlich wiederholen. Die zu Jesu Haltung von Professor Kraus angeführten Arbeiten vermag ich nicht zu beurteilen. Sie scheinen mir aber daran zu krankem, daß sie den Wunsch haben, den Unterschied (oder Gegensatz) zwischen Jesus und dem Frühjudentum wegzuretuschieren oder wenigstens so gering wie möglich erscheinen zu lassen.

Doch hier geht es nicht nur um exegetische Probleme, sondern um grundsätzliche systematisch-theologische Fragen und Vorentscheidungen. Es trifft zu, dass es mir darum zu tun ist, die Unterschiede in dieser Frage deutlich zu markieren, und das sollte man ernst nehmen und nicht lächerlich machen, auch nicht sprachlich (Meine Angst, das Evangelium »zu verhökern«)! Mein theologisches Interesse und Anliegen besteht darin, das Eigene, Besondere, Spezifische, Neue an der Gestalt und Botschaft Jesu zu hören und aufzunehmen, das anscheinend durch die Differenzierungen der gegenwärtigen Arbeiten zu verschwinden droht, so daß man bei Jesus schließlich »den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht«. Ein »Jesus within judaism« wäre für mich nicht mehr der Jesus des Neuen Testaments, denn er hätte keine besondere Bedeutung und wäre in der Welt ebenso

vergessen wie die anderen zeitgenössischen jüdischen Theologen und Ausleger der Tora.

Wäre Jesus nichts anderes gewesen als ein jüdischer Rabbi und seine Anhänger eine jüdische Schule neben anderen, dann wäre das ganze Christentum ein grandioses Mißverständnis und wir sollten möglichst schnell ins Judentum heimkehren.

Wenn es »nach heutiger Erkenntnis schlechterdings nicht mehr möglich (sein sollte), für die Zeit des 1. Jahrhunderts von einem Gegensatz zwischen *dem* Judentum und *dem* Christentum« zu sprechen, wodurch entstand dieser dann dieser später? Der Hinweis auf die sog. Tempelreinigung Jesu und seinen Gegensatz zu den Sadduzäern reicht dazu doch nicht aus! Denn der Vorwurf der Gotteslästerung taucht schon nach der Sündenvergebung (Mk 2,7) auf und wird dort von den Schriftgelehrten erhoben. Streitgespräche Jesu sind uns mit Schriftgelehrten und Pharisäern überliefert.

Als Echo und Ergebnis der Predigt und Gesetzesauslegung Jesu hören wir wiederholt, dass »sie sich entsetzten« (Mk 1,27; Mt 7,28). Hatten sie ihn damit nicht gerade richtig verstanden? Und warum heißt es denn: »Er lehrte mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten«? (Mk 1,22) Worin bestand denn die spezifische Vollmacht und der Unterschied Jesu zu diesen? Warum kam es immer wieder zu Konflikten zwischen ihm und den Vertretern des Frühjudentums? Die Vielzahl der Stellen bis hin zu einer frühen Todesdrohung (Mk 3,6) können doch nicht alle als von der Gemeinde nachträglich eingefügte weg-erklärt werden und also erfunden sein! Und welches Interesse hat man heute, diesen Konflikt Jesu mit allen jüdischen Autoritäten wegzudeuten oder wegzuretuschieben?

Damit komme ich zur Hauptsache: Beim Nachdenken über diese Frage und dem Versuch, eine Antwort darauf zu finden, hat sich mir immer mehr der Eindruck verstärkt: Das kann nicht an den Texten des Neuen Testaments selbst liegen. Den eigentlichen Grund finden wir in unserer Geschichte, nämlich im Geschehen des Völkermords an den Juden, also dem Holocaust. Als Folge des Erschreckens über dies ungeheure Verbrechen in Nazideutschland entstand bei vielen eine völlige Umbesinnung gegenüber den Juden, es kam zu einem verständlichen Philosemitismus, der eine völlige

ge Blockade jeder Kritik am Judentum bewirkte.

Nicht zufällig spricht das Professor Kraus dies auch in seiner Erwiderung zentral an: Er bejaht die These von K. Haacker und K. Jutzler, daß die Schoah »ein Datum der Theologiegeschichte« genannt wird, und zwar deswegen, weil die Christenheit wegen ihres »naiven Antijudaismus« dafür mit den Boden bereitet habe und darum mit schuldig geworden sei. Zur Buße und Trauerarbeit der Kirche gehört es darum, alle Spuren und Anzeichen eines Antijudaismus zu meiden und zu tilgen und ein neues, positives Verhältnis zu den Juden aufzubauen. Das ist völlig richtig und das bejahe ich auch.

Problematisch wird es jedoch, wenn daraus die Schlußfolgerung gezogen wird: Dazu gehört auch ein neuer Umgang mit der Schrift: Sofern sie selbst schon antijüdische Aussagen enthält, sind diese für uns hinfällig, müssen wir an ihnen Sachkritik üben. Und das wird ausgedehnt auf jede kritische Auseinandersetzung mit jüdischer Theologie. Damit wird dem Holocaust so etwas wie eine negative Offenbarungsqualität zugesprochen: Er wird zum negativen Vorzeichen für jede neutestamentliche Aussage, gewissermaßen zu einem Sieb, das alles antijüdische herausfiltert und unmöglich macht. Damit ein solches Verbrechen sich nicht mehr wiederholen kann, muß in der Kirche jede antijüdische Aussagen (auch theologischer Art) verboten sein und verbannt werden. Darin besteht für die heutige Kirche in Deutschland die entscheidende theologische Weichenstellung:

- Darum darf nicht mehr an die jüdische Verfolgung der Urkirche erinnert werden;
- darum muß die fundamentale Abrechnung des Apostels Paulus mit seiner jüdischen Vergangenheit (Phil 3) verschwiegen und er gegen sein Selbstzeugnis weiterhin zum Juden erklärt werden;
- darum müssen alle judenkritischen Aussagen in Römer 9–11 mit Stillschweigen übergangen und der Vergessenheit anheimgegeben werden;
- darum darf übrigens auch keine »Judenmission« mehr getrieben werden, weil das ja besagen würde, das Judesein allein genüge noch nicht, es bedürfe auch für die Juden der Offenbarung durch Jesus Christus;

## Eignungsprüfungen

Die nächsten Eignungsprüfungen zum Studienbeginn im Wintersemester 2014/15 an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Bayreuth, finden am

**Mittwoch, 25. Juni 2014**

statt (Anmeldeschluss: 1. Juni 2014). Schulabgänger/innen mit Abitur, oder bei besonderer musikalischer Begabung mit Realschulabschluss und der entsprechenden Vorbildung, können sich um einen Studienplatz für folgende Bachelor of Music-Studiengänge bewerben: Evangelische Kirchenmusik (vormals B-Diplom), Klavierpädagogik, Künstlerisches Orgelspiel und Dirigieren mit Schwerpunkt Chorleitung. Für ein Aufbaustudium können sich Absolventen/innen mit einem abgeschlossenen einschlägigen Musikstudium bewerben. Die postgradualen Studiengänge (Diplommusiklehrer/innen und Diplommusiker/innen) werden voraussichtlich ab Wintersemester 2014/15 in Master-Studiengänge umgewandelt.

Die Regelstudienzeit für die Bachelor-Studiengänge an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik dauert acht Semester, die Ausbildung erfolgt im Vollzeitstudium. Die Hochschule für evangelische Kirchenmusik kann im Wohnheim in der Regel ausreichend Plätze zur Verfügung stellen.

Die Ausbildung zum/zur C-Kirchenmusiker/in ist an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik auf zwei Wegen möglich:

1. Als Gaststudium, Prüfung nach ein oder zwei Jahren.
2. Im Rahmen des Vollstudiums Bachelor Kirchenmusik.

Die Eignungsprüfung erstreckt sich je nach Studiengang auf die Fächer Orgel, Dirigieren, Klavier, Gesang, Gehörbildung/Solfège, Partiturspiel, Tonsatz/Musiktheorie.

**Informationen und Aufnahmeanträge** erhalten Sie von der Hochschule für evangelische Kirchenmusik, Wilhelminenstr. 9, 95444 Bayreuth, Tel. 0921/75934-17, Fax 0921/75934-36, E-mail: mail@hfk-bayreuth.de, www.hfk-bayreuth.de.  
gez. Prof. i. K. Thomas Albus, Rektor

- darum muß nun auch Jesus selbst möglichst von allen kritischen Aussagen gegen das Judentum seiner Zeit und damit vom Antijudaismus freigesprochen werden;
- darum muß schließlich das ganze Neue Testament einer Reinigung und Revision unterzogen werden, bei der alle seine judenkritischen (= antijüdischen) Aussagen möglichst eliminiert, jedenfalls ein/ausgeklammert oder entsprechend anders interpretiert werden müssen (Man denke etwa besonders an den Hebräerbrief!).

Es läuft hier alles nach der scharfsinnigen und doch absurden Logik von C. Morgenstern: »...und so schließt er messerscharf, daß nicht sein kann, was nicht sein darf«. Allein das sollte uns schon deutlich machen, daß es so nicht geht. Denn damit würde der evangelische Grundsatz vom »sola scriptura« grundsätzlich verletzt, weil hier der Heiligen Schrift ein hermeneutischer Schlüssel vorgeschaltet würde, der darüber entscheidet, was sie sagen darf und was nicht. Etwa so: christlich ist nur, was in keiner Weise in den Verdacht geraten könnte, antijüdisch zu sein. Damit würde der lutherische Maßstab dafür, was apostolisch ist, nämlich das, was »Christum treibet« (M. Luthers Vorrede zu St. Jakobus und Judas), in einer bestimmten und bedenklichen Weise eingeschränkt bzw. verändert. Demgegenüber gilt es, daran festzuhalten, daß Christus Herr und Mitte der Schrift ist, von dem her und auf den hin all Schrift ausgelegt werden muß. Das schließt natürlich innerbiblische Kritik, insbesondere am Alten Testament und seiner jüdischen Auslegung nicht aus, sondern ein!

Daran hat jedoch auch der Holocaust nichts geändert: Er war ein furchtbares Menschheitsverbrechen, aber eine irgendwie geartete Offenbarungsqualität kommt ihm dennoch nicht zu. Er ist übrigens trotz aller unserer christlichen Mitschuld, nicht auf dem Boden der Bibel und des christlichen Glaubens gewachsen, sondern in einer nachchristlichen und antichristlichen, totalitären Bewegung, die ausgehend von ihrem völlig unchristlichen Rassenwahn meinte, die Menschheit vom Judentum befreien und erlösen zu müssen. Das hat christliche Judenfeindschaft so nie gewollt und getan. Man kann das sehr gut am »Fall« des früheren Landesbischofs H. Meiser studieren: Obwohl er offenbar die allgemeine Abneigung

gegen Juden teilte, wandte er sich in seinem umstrittenen Aufsatz von 1926 entschieden gegen die antisemitische Hetze und den Rassenwahn des Nationalsozialismus. Auch für M. Luther gilt, daß er zwar ausgesprochen böse judenfeindliche Ratschläge erteilte, jedoch nie dazu aufforderte, Juden zu töten. Wir müssen uns wegen der christlichen Judenfeindschaft schämen und Buße tun. Das darf allerdings nicht dazu führen, daß wir der Heiligen Schrift und Jesus den Mund verbieten.

Zum Schluß möchte ich an Hand eines charakteristischen Beispiels noch einmal belegen und verdeutlichen, daß ich mich mit meiner Auslegung ganz auf der Linie Jesu und des Neuen Testaments bewege: Wenn Jesus im Gespräch mit seinen Jüngern über den Sabbat sagt: »So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat« (Mk 2,28), dann stellt er sich damit über dieses Gebot. (Selbst wenn es sich dabei um eine sog. Gemeindebildung handeln sollte, ändert das nicht viel daran: Es zeigt nur, wie die ersten Christen Jesus verstanden und gerade so richtig verstanden haben. Sie haben dabei zusammengefaßt, was Jesus hierzu sagen wollte.) Allein dieser Satz sprengt schon den Rahmen des rabbinisch-pharisäischen Judentums. Wenn sich Jesus aber so über *ein* Gebot der Tora stellt, gilt das ganz allgemein: Er ist der Herr über die Tora, wie das Paulus ja dann Röm 10,4 aufgegriffen hat: »Christus ist das Ende des Gesetzes«. Das bedeutet für uns: Nur in *seiner* Auslegung ist die Tora für uns verbindlich, nämlich in der vertiefenden und radikal vereinfachenden Zusammenfassung im Doppelgebot der Liebe. Dann heißt das zugleich: Hier, bei Jesus ist mehr als Mose und natürlich mehr als bei allen Schriftgelehrten, auch mehr als bei Aaron und allen Priestern, mehr als der Tempel, mehr als David und Salomo, sogar mehr als alle Propheten. Denn hier spricht derjenige in göttlicher Vollmacht, der mit dem Vater aufs Engste verbunden ist (oder tatsächlich einer, der Gott lästert). Dadurch scheint mir Jesus das damalige orthodox-orthopraxe Judentum wesentlich zu verändern, aufzubrechen und hier eine grundlegende Neuinterpretation vorzunehmen. Das geschah natürlich nicht aus Judenfeindschaft, sondern im Gehorsam gegenüber dem, der Israel erwählt hatte und der ihn in Israel zur Welt hatte kommen lassen, durch den er aber Israel von seinen Abwegen zur Buße rufen ließ. Von daher bleibe ich bei

meiner Behauptung: Jesus ist derjenige, durch den das damalige Frühjudentum in einem dreifachen hegelschen Sinn »aufgehoben« wurde: Aufbewahrt, aufgehoben und hinaufgehoben auf eine höhere Ebene. Daran hat auch der Holocaust nichts zu ändern vermocht, es gilt also auch trotz dem Holocaust und nach dem Holocaust.

Hanns Leiner, StDir i.R.,  
Augsburg

### Von Paulus zu Parolen?

zu: *Jesus trennt* in Nr. 2/14

Zu einer theologischen Hochgebirgstour möchte ich nicht aufbrechen. Das wäre Anmaßung. Was gäbe es für Gegenargumente gegen Hanns Leiners gründliche Ausführungen zum Thema: Jesus trennt. Trotzdem darf ich einige Erkundigungen im Flachland meiner persönlichen Erinnerung an eine Zeit anstellen, die ich gerne vergessen hätte, in denen Parolen ausgegeben wurden, die Schreckliches bewirkt haben. Bei einer Wanderung durch theologische Tiefebenen kann ich nicht abstürzen, höchstens stolpern. Dies Risiko nehme ich in Kauf. Ob sie einer theologischen Würdigung wert ist, weiß ich nicht.

Es muss der 10. November 1938 gewesen sein, der Tag nach der Brandschatzung fast aller jüdischen Gotteshäuser, der Zurschaustellung jüdischer Menschen als sie durch die Straßen von Regensburg getrieben wurden, angeführt von SA-Männern, die überlegen gelächelt haben. Neugierig wurden sie begafft von Menschen, die sich auf den Gehsteigen eingefunden haben. Hoffentlich gab es nicht wenige unter ihnen, die mit den Gedemütigten Mitleid hatten.

In der ersten Schulstunde des folgenden Tages hatten wir Religionsunterricht. Ich wusste noch nichts von den schrecklichen Taten des Vorabends, ausgeführt von Christusgläubigen und Hitlergläubigen, die vermutlich alle getauft waren, also unwiderruflich dem »neuen Volk Gottes« inkorporiert. Die Zeitung bei uns zuhause lag noch nicht auf dem Frühstückstisch und die Frühnachrichten des Rundfunks hatten wir nicht gehört.

Viele meiner Mitschüler aber wußten Bescheid. Wir hatten einen guten Religionslehrer. Ihn haben wir gefragt, welche Meinung er zu diesen Ereignissen habe. Das war eine gefährliche Frage und die Antwort mußte wohlüberlegt sein. Ich habe sie so in Erinnerung: Es sei



die Spätfolge der schlimmen Forderung einer jüdischen Gruppe (nach dem damaligen Sprachgebrauch waren es »die Juden«), Jesus mit dem Tod zu bestrafen. Wir ahnten, worauf er hinweisen wollte, nämlich auf den Schrei der jüdischen Menge: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Das sollte doch so verstanden werden: Mögen sich die mißhandelten Nachkommen bei ihren Vorfahren beschweren, dass sie jetzt leiden müssen. Denn sie haben damals Jesus nicht angenommen, damit das angebotene Heil verworfen. Ich habe dieses Argument hingenommen, war es doch ein hochqualifizierter Theologe, der es uns nahegebracht hat. Nicht selten, so fürchte ich, ist dieser Gedanke in Predigten nach diesem Schreckensabend vorgetragen worden. Später meine ich es erkannt zu haben, dass dieser Vers aus dem Matthäusevangeliums fürchterlich missbraucht worden ist, wenn er im Zusammenhang dieser Novemberuntaten 1938 zitiert wurde. Jesus hat doch am Kreuz im schwersten Leiden dieses wunderbare Fürbittengebet um Vergebung ausgesprochen für diejenigen, die nicht wussten, was sie taten. Wer schützt uns vor missbräuchlicher Auslegung der Schrift? Das Bekenntnis hat allerdings in erschreckender Weise versagt. Der sächsische Landesbischof, ein deutscher Christ, hat den Judenhass in den letzten Schriften Luthers nach dieser Nacht der Menschenjagd, der Brandschatzung und des Mordes genüsslich, wie es scheint, zitiert. So konnte man auch schlimmstes Verbrechen mit theologischen Gründen gutheißen. Die Mörder und Brandstifter vom November 1938 wussten, was sie taten. Trotzdem seien sie der göttlichen Barmherzigkeit empfohlen.

Eine Begegnung Ende 1941 oder Anfang 1942 lässt mir keine Ruhe. Ich sah einen 6 oder 7jährigen Buben auf der anderen Seite der Straße unter vielen Fußgängern. An seinem Revers war der gelbe Judenstern angenäht. Ich war auf dem Weg zum Konfirmandenunterricht. Der Judenkub war allein, lächelte verlegen und war vielleicht auf der vergeblichen Suche nach Spielkameraden. Drei Tage nach meiner Konfirmation wurden fast alle Juden in Regensburg nach Belcek, Theresienstadt und Auschwitz verschleppt. Vergast wurden sie vermutlich alle, auch dieser Bub. Ich konnte es und wollte es damals nicht wissen. Ich war ja erst 13 Jahre alt. Der Frontverlauf in Rußland hat mich vor allem interessiert. Erst lange nach dem Krieg las ich

in meiner Heimatstadt die Gedenktafel an die Vertreibung und nahm die zeitliche Nähe der beiden so gegensätzlichen Ereignisse wahr: Konfirmation und Vertreibung von Mitgliedern des alten Bundesvolks.

Was aber ist dem Apostel Paulus eingefallen, als dieser Satz (1. Thess. 2,14,16) aus seiner Feder geflossen ist: »Die Juden haben den Herrn Jesus getötet«? Nur die Juden? Paul Gerhard hat es anders begriffen: »Nun, was Du Herr erduldet, ist alles meine Last. Ich hab es selbst verschuldet, was Du getragen hast.« Der Liederdichter hat von jüdisch-christlicher Solidarität mehr begriffen als der Apostel im Brief an die Thessalonicher. Im Römerbrief liest man es anders. Sollte es wirklich so sein, dass über diesem Judenkub Gottes Zorn gekommen war, der ihn in die Gaskammer brachte? Das sei ferne. Wenn der Knecht von Jesaja 53 auch Symbolfigur des Jüdischen Volkes ist, so waren die Juden nicht nur im 20. Jahrhundert in die bittere Leidensnachfolge Jesu hinein gezwungen worden. Warum? Wer kann das wissen. Ich nicht, vielleicht aber theologische Gipfelstürmer wie Karl Barth oder gar Emanuel Hirsch. Ich allerdings bin ratlos angesichts dieser ungeheuren Geschichte christlicher Täterschaft und jüdischem Leiden. Zum Schluß noch eine Frage: Kann man aus den beiden Versen im Thessalonicherbrief eine theologische Fundamentalaussage machen? Verärgert hat Paulus sie geschrieben, weil Juden ihm Schwierigkeiten gemacht haben, als er das Evangelium verkünden wollte. Kann ein Satz der aus Verärgerung geschrieben wurde Grundlage für eine theologische Festlegung sein?

*Helmut Heimbucher, Pfarrer i.R.,  
Bad Endorf*

## Da war doch was

### *Exxon Valdez ....*

23. Oktober 4004 v.Chr.: Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut...<sup>1</sup>

24. März 1989 n.Chr.: Der Öltanker Exxon Valdez fährt auf ein Riff im Prinz-William-Sund auf und verpestet den Ozean mit 40.000 Tonnen Rohöl.

Und es ist noch nicht vorbei. Vor einem viertel Jahrhundert geschah es. Nur um sich die Dimensionen des Schiffes vorzustellen: es war 300 m lang und damit doppelt so lang, wie einige Techniker für die Arche Noah annehmen. Ursache? Man könnte sagen: Trunkenheit am Steuer, aber der abgefüllte Kapitän stand nicht am Steuer, sondern lag in der Kabine, während der dritte Kapitän wieder eine Zusatzschicht fuhr und übermüdet war.

Die Ölpest verseuchte mehr als 2000 km der Küste – wenn man Deutschland von Süden nach Norden und zurück durchquert hätte, hätte man noch immer hunderte von Kilometern Ölpest vor sich... Unvorstellbare Mengen von Tieren fanden keine Arche und verendeten – die Bilder stehen im Netz und die Ölreste sind bis heute noch nicht vollständig abgebaut.

Der Kapitän wurde zu 50.000\$ Strafe verurteilt: wegen illegalen Ablassens von Öl. Der Exxon-Konzern sollte zwischenzeitlich 2,5 Mrd \$ Schadensersatz zahlen, das wurde aber 2008 auf 500 Millionen reduziert.

Katastrophen wie diese sind Zeiten großer Aufregung. Und es scheint, als würde ein Problembewusstsein geweckt und würden effektive Gegenstrategien entwickelt. Uns Lutheraner wundert nicht, dass es letztlich beim Alten bleibt, denn an die Selbstheilungskräfte der Menschheit glauben wir nicht – oder nur ganz heimlich...

Wenn wir die Exxon-Katastrophe vergleichen, dann kann uns auffallen, dass es schlimmere Katastrophen gab, denen keine vergleichbare Aufmerksamkeit galt: Immerhin in der Nordsee, quasi vor der deutschen Haustüre, verunglückte ein dänisches Tankschiff und verlor mehr als 100.000l Rohöl! Vier Jahre vorher ebenfalls in der Nordsee ein britisches BP-Schiff 120.000l. Ganz anders war es dank der aktiven Medien 2010: Deepwater Horizon: 700.000l ver-

<sup>1</sup> Datiert von James Ussher

pesteten seit 2010 den Golf von Mexiko. 23. Oktober 4004 v.Chr.: Könnte es sein, dass Gott sich in seiner großen Begeisterung geirrt hätte und ihm doch ein folgenschwerer Fehler unterlaufen war, nämlich die Erschaffung des Menschen? »Ich bin der MENSCH, mein Gott; ich will keine anderen Götter neben mir haben!«

Dr. Volker Schoßwald,  
Schwabach

## Liebe Leserin, lieber Leser!

Rund 6000 Treffer fand ich unter »Zwischen Autonomie und Angewiesenheit: Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken«. Die erste Aufregung ist verklungen und eine Schrift zur Sexualethik (leider) gestoppt, weil man nicht neue Unruhe erzeugen wollte. Was die Recherche im Internet bestätigt: Es handelt sich um eine weitgehend innerkirchliche Diskussion. Unter den Treffern finden sich Gemeindebriefe, Erklärungen kirchlicher Gruppen und Einrichtungen und Artikel nur in den (wenigen) Zeitungen, die sich eine Kirchenredaktion leisten. Nun kann man der EKD nicht vorwerfen, dass unsere Gesellschaft multiform ist. Die Frage ist, ob sie und wir es wahrnehmen: Wer ein Thema so setzen will, dass es alle anspricht, kann das meist nur auf Kosten der Sachlichkeit erreichen. Allen Mitgliedern unserer Gesellschaft *eine* Richtung zu weisen (sie zu »orientieren«), ist auch dann unmöglich: Wir selbst, meine ich, würden uns gegen jeden derartigen Versuch wehren. Selbst Denken und Entscheiden ist ein Grund-Satz unserer Existenz. Daran zerbröseln auch alle Träume einer umfassenden »Erweckung« oder Evangelisierung. Selbst die wenigen ethischen Grundsätze, die auch um der säkularen Gemeinschaft willen nötig sind, werden kaum jemals von allen Mitgliedern der Gemeinschaft wirklich angenommen. Eine Schrift der EKD orientiert also nicht mehr »die Gesellschaft« sondern höchstens noch den eigenen »Laden«. Vielleicht kann das manche beruhigen, die den Untergang des Abendlandes nahe sahen. Beunruhigend finde ich, dass so viele in unserer Kirche das gar nicht zu bemerken scheinen: Dass die Mehrheit uns gar nicht nach un-

serer Meinung fragt und, dass auch die, die fragen, selbst entscheiden, wie verbindlich sie unsere Meinung finden. Wir müssen es bei Predigten beachten und sollten es bei der Diskussion einer Orientierungsschrift nicht vergessen, weil wir sonst auch so nur beweisen, wie weit »Kirche« von der Wahrnehmung der Wirklichkeit entfernt (um nicht zu sagen: wie weltfremd sie) ist. Was aber heißt das für unsere Äußerungen: Beschränken wir uns darauf, den kleinen Kreis derer, die nach Kirche fragen, zu »orientieren« oder versuchen wir, auch die anderen zu erreichen?

Wer eine Minderheitenethik für Christenmenschen will, gibt die Volkskirche auf. Wenn wir mehr wollen, müssen wir die Lebenswirklichkeit getaufter Menschen dieser Volkskirche wahr- und ernst nehmen. Dann können wir die Wandlungen unserer Gesellschaft nicht nur negativ als Abweichen vom »Eigentlichen« bewerten, sondern müssen versuchen, christliche Maßstäbe in die Wirklichkeit heute zu übersetzen. Hätten unsere Väter und Mütter das nicht gewagt, wäre Christsein eine Angelegenheit kleiner Gruppen geblieben, deren Atavismus die Mehrheit mitleidig kommentierte. Wir sollten unseren Vorfahren die Ehre antun, es uns nicht leichter zu machen als sie. Auch die Vorstellungen von Ehe und Familie müssen durchdacht, diskutiert und neu formuliert werden. Wir brauchen auch eine neue Sprache. Der Maßstab für alles darf nicht die Ruhe im »eigenen Laden« und die (vermeintliche) Einheit der Kirche sein, wenn wir nicht uns selbst zur Minderheit machen wollen.

Ihr Martin Ost

# Ankündigungen

## Die gemeinde akademie

### ■ sachgerecht entscheiden – angemessen leiten – konstruktiv streiten

Leitungstraining für Hauptamtliche aus allen Berufsgruppen in den ersten Berufsjahren und zu Beginn einer Leitungsaufgabe

Leiten kann man lernen! Gutes Handwerkszeug und reflektierte Praxis unterstützen Sie.

Das Training umfasst zwei Bausteine:

14. – 16. 7: 1. Baustein: – mein eigenes (Leistungs-)Verhalten und das Verhalten anderer/ das Konzept des Situativen Führens/ miteinander zu Entscheidungen kommen.

10. – 12. 11: 2. Baustein: – Rolle und Handwerkszeug von Leitenden im Konflikt/ sachbezogen verhandeln.

**Leitung:** Dr. Susanne Schatz (Gemeindeakademie) und Achim Falk (Diakonische Akademie)

**Ort:** Gemeindeakademie, Rummelsberg

**Anmeldung bitte schriftlich an:** Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck, Tel: 09128 – 91 22 – 0, Fax: 09128 – 91 22 – 20, E-Mail: [gemeindeakademie@elkb.de](mailto:gemeindeakademie@elkb.de)

## Diakonie.Kolleg

### ■ Biegsam sein und mitschwingen im Lebenswind

– Resilienz/Widerstandsfähigkeit als Geschenk und Aufgabe

13.–14. Mai

**Ort:** Hesselberg

Sie entdecken Wege, leichter mit Belastungen gelingend und flexibel umzugehen sowie die Gesundheit zu erhalten.

**Kosten:** Sem.-Gebühr für Mitarbeitende in Ev. Kirche und Diakonie 135 € zzgl. Unterk./Verpfl. ca. 105 €

**Referentin:** Christine Gesell

### ■ Führung leben!

– Führungskräfte-Training in 4 Modulen

26.–28. 5., 21.–23. 7., 29. 9.–1. 10., 19.–21. Jan. 2015

In vier Modulen trainieren Führungskräfte aller Ebenen und Erfahrung die wichtigsten Elemente der Personalführung und Personalentwicklung und lernen die Wirkung ihres eigenen Führungsstils besser kennen.

**Kosten:** Sem.-Gebühr für Mitarbeitende in Ev. Kirche und Diakonie 1.560 € zzgl. Unterk./Verpfl. ca. 670 €

**Referent/innen:** Uta Häberlein, Hardy Kirchner

**Information und Anmeldung:** Diakonie.Kolleg. Bayern. Tel. 0911 9354-412 [info@diakoniekolleg.de](mailto:info@diakoniekolleg.de) [www.diakoniekolleg.de](http://www.diakoniekolleg.de)

## Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

### ■ Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg: Vertiefung

20.03.14 (18.00 Uhr) – 23.03.14 (13.00 Uhr)

Das Seminar richtet sich an Menschen, die bereits an einem Einführungskurs in Gewaltfreier Kommunikation teilgenommen haben.

**Leitung:** Georgis Heintz, Ansgar van Olfen

### ■ Spirituelle Lyrik von Rainer Maria Rilke

»Das Stundenbuch«: Von der Pilgerschaft  
11.04.14 (13.00 Uhr) – 13.04.14 (18.00 Uhr)

Im Seminar werden die Teilnehmenden den Gott des Stundenbuchs entdecken und einen Eindruck gewinnen von der spirituellen Lyrik Rilkes.

**Leitung:** Dr. Johannes Heiner

### ■ Zeit für mich

13.04.14 (14.30 Uhr) – 16.04.14 (13.00 Uhr)

Frauen sollen sich an diesen Tagen bewusst eine Auszeit nehmen können. Sie können diese Zeit nutzen, um sich ihrem Körper, ihrem Geist und ihrer Seele achtsam zuzuwenden. Mit Entspannungs- und Powerübungen (z.B. Feldenkrais und Aquajogging) gewinnen sie Abstand von den alltäglichen Bewegungsabläufen. Beim meditativen Malen erleben sie ihre Kreativität.

**Leitung:** Pfrin. Beatrix Kempe

Studientagung

### ■ »Ländliche Räume – lebenswert«

in Zusammenarbeit mit der Entwicklungsgesellschaft Region Hesselberg, der Evangelischen Umwelt- und Klimaarbeit in Bayern und der Bayerischen Akademie Ländlicher Raum

09.05.14 (18.00 Uhr) – 10.05.14 (16.15 Uhr)

Was macht ländliche Räume lebenswert? Wie können Kommunen, Gemeinden und jeder einzelne im ländlichen Raum den aktuellen Herausforderungen begegnen? Themen: Energiewende als Chance für den ländlichen Raum, ländliche Siedlungsstrukturen lebenswert gestalten, ohne Auto mobil sein, Biotop als Wirtschaftsfaktor, Gesundheitsversorgung u. a.

**Leitung:** KR Dr. Wolfgang Schürger, Ute Vieting, Pfrin. Beatrix Kempe & Werner Hajek

### ■ Studienreise auf der Via Sacra

Vortreffen am Hesselberg: 10.05.14 (18.00 Uhr) – 11.05.14 (16.00 Uhr)

Reise: 05.07.14 – 11.07.14

Besichtigt werden: Bautzen mit dem Simultandom, das Kloster St. Marienstern, die Zittauer

Fastentücher, die Bergkirche in Oybin, das Heilige Grab sowie die Kirche St. Peter und Paul in Görlitz. Sie besuchen u.a. die Herrnhuter Brüdergemeine, die Gnadenkirche in Hirschberg (Jelina Gora), die Kirche Wang (Karpacz) und den Zisterzienser-Klosterkomplex Krzeszów/Grüssau. Ausführlicher Flyer erhältlich.

**Leitung:** Pfrin. Beatrix Kempe

**Ausblick:**

### ■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders

Touren und Meditation

28.05.14 (18.00 Uhr) – 01.06.14 (13.00 Uhr)

**Leitung:** Pfr. Bernd Reuther

### ■ Wandern, Pilgern, Poesie

Impressionen am Jakobsweg von Nürnberg nach Ulm

29.05.14 (15.00 Uhr) – 01.06.14 (13.30 Uhr)

**Leitung:** Werner Hajek; Dr. Christine Marx

### ■ Bayerischer Ev. Kirchentag

»Salz der Erde«

09.06.14, 10.00 – ca. 16.00 Uhr

### ■ Studienreise zur Kathedrale von Chartres

Chartres und die PatronInnen des Lebens

In Kooperation mit dem Evang. Bildungswerk Tirol

13.07.14 (17.00 Uhr) – 20.07.14 (07.00 Uhr)

### ■ Aktiv + Glauben – für Senioren

12.06.14 (12.00 Uhr) – 15.06.14 (13.00 Uhr)

**Leitung:** Pfrin. Beatrix Kempe

### ■ Fit in 8 Tagen – Körper, Seele und Geist stärken

03.08.14 (18.00 Uhr) – 10.08.14 (10.00 Uhr)

**Leitung:** Werner Hajek

**Anmeldung:** EBZ, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854 – 10-0; Fax: -10-50; E-Mail: [info@ebz-hesselberg.de](mailto:info@ebz-hesselberg.de)

## Evangelische Akademie Tutzing

### ■ Salutogenese

in Kooperation mit dem Beauftragten für Salutogenese der ELKB

11. – 13. 4.

**Ort:** Tagungszentrum Wildbad Rothenburg

»Salutogenese« Tagung kombiniert mit Seminarteil

Gesunde Mitarbeiter sind ein Schatz der Kirche. Salutogenese wird als Führungsinstrument angesiedelt und soll doch der Selbstverantwortung anheimgestellt bleiben. Was stärkt und stützt Gottes Bodenpersonal? Die Tagung wird Konzepte diskutieren, Erfahrungen auswerten und Methoden vorstellen und einüben.

**Zielgruppe:** Kirchliche und diakonische MitarbeiterInnen und deren (Führungs)Verantwortliche. Somit sind Mitarbeitende aller kirchlichen und diakonischen Arbeitsfelder genauso eingeladen wie die interessierte Öffentlichkeit.

Im klassischen Tagungsteil (Freitag/Samstag) steht in Vorträgen und Diskussionen das Konzept der Salutogenese und seine Anwendung auf Kirche und Diakonie im Vordergrund. Erfahrungen

aus Bayern und anderen Landeskirchen werden vorgestellt, die Breite des Ansatzes wird sichtbar. Im Seminarteil der Tagung (Samstag/Sonntag) Werden ausgewählte Methoden und Formate von Experten und Praktikern vorgestellt. Diese Methoden werden dann auch mit den Teilnehmenden übert und erkundet. Dies reicht von Supervision bis Geistliche Begleitung. Die praktischen Übungen werden mehrfach angeboten, damit mehrere Verfahren erprobt werden können. Teilnehmende können entweder nur Tagungsteil 1 oder die gesamte Tagung besuchen.

**Voranmeldungen** ab sofort: Christina von Dawans, Tagungsassistentin Referat IV Telefon (Mo – Fr. von 9.00 bis 14.00 Uhr): 08158 – 251-125) oder per Email: [dawans@ev-akademie-tutzing.de](mailto:dawans@ev-akademie-tutzing.de)

### ■ Sterben wollen – sterben lassen

18.3.

**Ort:** Tutzing

<http://web.ev-akademie-tutzing.de/cms/index.php?id=576&tlfdnr=1960&part=detail>

### ■ Der Seele Beine machen

28.-30.3.

**Ort:** Heilsbrunn

<http://web.ev-akademie-tutzing.de/cms/index.php?id=576&tlfdnr=1961&part=detail>

**Anmeldung:** Evangelische Akademie Tutzing, Schloss-Str. 2+4, 82327 Tutzing, Tel: 08158 251-112, Fax: 08158 996-422, EMail: [schwa-nebeck@ev-akademie-tutzing.de](mailto:schwa-nebeck@ev-akademie-tutzing.de)

## EBZ Bad Alexandersbad

### ■ Kirchen auf dem Land

Perspektiven und Zukunftschancen für die Kirche in Nordostbayern

18.03., 19.00 Uhr

**Leitung:** Pfarrer Thomas Guba, EBZ

### ■ Theologisieren mit Kindern

Im Kirchenjahr leben – Passionszeit gestalten – auf Ostern zugehen

Seminar für Eltern, Großeltern, ihre Kinder und Enkel

28.-30.03.

**Referentinnen:** Gerlinde Krehn, Dipl. Religionspädagogin (FH), Christine Fischer, Erzieherin

### ■ Besessenheit und Exorzismus aus evangelischer Perspektive

28.-30.04.

**Leitung:** Pfarrer Andreas Beneker und Kirchenrat PD Dr. habil. Haringke Fugmann

**Referenten:** Dr. Dieter Insing, Stuttgart, Marcus Wegner, Journalist, Dipl.-Theol., M.A. Axel Seegers, Fachbereichsleiter für Weltanschauungsfragen des Erzbistums München und Freising, Pastor Dr. Heinrich Christian Rust, Baptistische Friedenskirche Braunschweig, Dr. Harald Lamprecht, Beauftragter für Weltanschauungs- und Sektenfragen der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens

**Anmeldung:** EBZ Bad Alexandersbad, Tel.: 09232 – 99 39 0, [info@ebz-alexandersbad.de](mailto:info@ebz-alexandersbad.de) [www.ebz-alexandersbad.de](http://www.ebz-alexandersbad.de)

Postvertriebsstück  
Dt. Post AG  
Entgelt bezahlt

Absender:  
Pfarrer- und  
Pfarrerinnenverein  
Mainbrücke 16,  
96264 Altenkunstadt

---

## Freud & Leid

---

### aus unseren Pfarrhäusern

---

#### Geboren:

---

**Clara Sophie Tontsch**, 1. Kind von Jessica Tontsch und Martin Paretzke-Tontsch, am 26.01. in Nürnberg

---

#### Gestorben:

---

**Johannes Lienhard Anschütz**, 75 Jahre, zuletzt in Vestenberg, am 18.1. in München (Witwe: Heilwig)

**Diethard Große**, 70 Jahre, zuletzt in Burghaslach, am 21.1. in Augsburg (Witwe: Hannelore)

## Pfarrfrauenbund

### ■ Gottes Nähe – unser Glück

Tagestreffen

8. 4., 9.00 Uhr bis 16.00 Uhr

Ort: Nürnberg, CVJM-Haus am Kornmarkt

Bibelgespräch: Die Reue Gottes- was für ein Glück 1. Mose 6-9, Hosea 11; Römer 11,29ff. )PfarrerIn Susanne Bammessel, Touristenseelsorge St. Lorenz), Austausch, Informationen, Singen, »Feuerkinder in Tansania« Dr.med. Annemarie Schraml, Klinik Hallerwiese Nürnberg, Meditativer Abschluss

**Anmeldung:** Beate Peschke, Augsburg, Neudecker Str. 13b, 86199 Augsburg, Tel. 0821 - 2 42 16 64

### Hinweis:

#### ■ Herbsttagung

1. bis 4.9.

Begegnungsstätte Bethanien, Gunzenhausen

## Geistliches Zentrum Schwanberg

### ■ Die Klosterpforte in mir

07. – 09.03.

Die Pforte verbindet im Kloster die Außenwelt mit den inneren Räumen. Wenn wir eintreten wollen in die Geheimnisse des Glaubens, brauchen wir offene Tore. Die Kunst des geöffneten Lebens weiß um die Fähigkeit zu schließen und zu schützen. Wie bewahren wir unsere Herzensruhe und kostbaren Erfahrungen?

**Leitung:** Sr. Friederike Immanuela Popp CCR

**Kosten:** 120 Euro Kursgebühr, UK u. Verpflg. 132 Euro

### ■ Benediktinische Werte für Verantwortliche

07. – 09.03.

Durch das Prisma der Regel des Hl. Benedikt schauen wir auf die eigene Berufssituation und lernen, diese neu zu betrachten und mit kollegialer Beratung alternative Lösungen für schwierige Situationen zu erarbeiten. Impulsvorträge zu einer werteorientierten, nachhaltigen Führungsarbeit. Gelegenheit zu einer Auszeit aus dem Tempo und den Abhängigkeiten des beruflichen Alltags. Angebote zu Meditation und Einzel-Gesprächen. Das Seminar richtet sich an Verantwortliche aus Wirtschaft, Kirche und sozialer Arbeit.

**Leitung:** Stefan Sedlacek

**Kursgebühr:** 150 Euro, UK u. Verpflg. 131 Euro, Kursbeginn mit dem Mittagessen

### ■ »Werde, was Du schon bist«

Initiatische Wegbegleitung

28. – 30.03.

Übungen in den Medien der initiatischen Therapie nach Graf Dürckheim führen uns zu uns selbst und wollen uns für den göttlichen Grund in uns sensibilisieren. Der Kurs bietet die Chan-

---

## Letzte Meldung

---

»Der Papst legt sich mit der katholischen Kirche an.«

aus: *Erlanger Nachrichten*, 27.11.

ce, einen Schritt auf unsere Selbstwerdung hin zu gehen (Individuation). Gleichzeitig wird der göttliche Geheimnisgrund erfahrbar (Initiation). Kennzeichen des Kurses sind gemeinsame Zeiten der stillen Meditation, Imaginationsübungen mit kreativem Ausdruck, Naturmeditation, Körperwahrnehmungsübungen, Austauschrunden und die Möglichkeit zum Einzelgespräch.

**Leitung:** Br. Emmanuel Panchyrz OSB

**Kursgebühr:** 130 Euro, UK u. Verpflg. 132 Euro

**Anmeldung:** Geistliches Zentrum Schwanberg  
Rezeption 97348 Rödelsee Tel.: 09323 -32 -128  
rezeption@schwanberg.de www.schwanberg.de

## Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:  
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein  
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern  
Mainbrücke 16  
96264 Altenkunstadt  
Tel.: 09572 / 79 05 00  
Fax: 09572 / 79 05 01  
rix@pfarrerverein.de

## Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).  
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.  
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite  
www.pfarrverein-bayern.de  
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

**Anzeigen und Druck:** Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.  
**Bezug:** Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de